

Retrospektive Fiktion

Bachelor-Thesis — Maximiliane Hüls, Judith Schröder

»Durch Beobachtung und Interpretation
wird das Zeitgeschehen erfasst. Als
inszenierter Moment oder als zeitliche
Erzählung. [...]
Reflexion über den Begriff der Zeit
Zeit ist ewig, vorbei, latent, eine Mode,
ein Schnappschuss, eine Sequenz,
Mode, Zwischenzeit – jetzt ist irgendetwas

retation

s authentischer, erzählter oder
close, verdichtete oder epische

it bietet viele Ansatzpunkte:
Momentaufnahme, ein Projekt,
Zeit ist biografisch, Prosa,
endwie immer.«

Vorwort

»Durch Beobachtung und Interpretation wird das Zeitgeschehen erfasst. Als authentischer, erzählter oder inszenierter Moment oder als zeitlose, verdichtete oder epische Erzählung. [...] Reflexion über den Begriff der Zeit bietet viele Ansatzpunkte: Zeit ist ewig, vorbei, latent, eine Momentaufnahme, ein Projekt, ein Schnappschuss, eine Sequenz, Zeit ist biografisch, Prosa, Mode, Zwischenzeit – jetzt ist irgendwie immer.« (Vgl. Darmstädter Tage der Fotografie, Ausstellungskatalog, 2010, S. 4)

Jeder Wendepunkt, jede Entscheidung bringt Konsequenzen mit sich. Die Sicht auf diesen Umstand ändert sich im Laufe des Lebens: zunächst perspektivisch, später aus der Retrospektive. Welche

Auswirkungen hätten anders getroffene Entscheidungen auf den weiteren Lebensweg zur Folge gehabt? Welche Ereignisse bestimmen unseren Weg?

Aus persönlichem Bezug zu diesem Thema – tendenziell aus unserer Sicht noch perspektivisch – setzen wir uns in unserer Bachelor-Arbeit mit der Geschichte der 78-jährigen Protagonistin auseinander, die auf ihr Leben und die ausschlaggebenden Wendepunkte zurückblickt. Der realen Geschichte, interpretiert in Text und Bild, werden weitere fiktive Erzählstränge hinzugefügt. Inspiriert durch die Erzählungen der alternden Dame sowie zahlreiche Einzelschicksale dokumentarisch erfasster Zeitzeugen-Interviews, entsteht ein komplexes Konstrukt an Möglichkeiten. Alles wird real, alles wird fiktiv. Als Ergebnis präsentieren wir zwei Leporellos, die die Geschichte in ihren Einzelheiten zeigen.

Im Folgenden wird das Buch-Projekt »Retrospektive Fiktion« detailliert vorgestellt. Die vorliegende Arbeit teilt sich dabei in die Aufbereitung des inhaltlichen Prozesses der Auseinandersetzung sowie die Dokumentation des gestalterischen Konzeptes.

08_ Leserschaft

09_ Inhaltliches Konzept

09 Realität und Fiktion

Sophie Calle

Alexander Demandt

Die historische Geschichte als eine Erzählung

19 Projektphasen und Methodik

21 Erzählmodi

Textbeispiele

26 Inhaltszusammenfassung der realen und fiktiven Erzählstränge

30 Bildwelt

Recherche, Auswahl und Zusammenstellung

35_ Inszenierung /Gestaltungskonzept

35 Erzählebenen und übergreifende Gestaltungsparameter

Leporello und Format

39 Inszenierung der Textebene

Lineares Lesen und inszenierte Typografie

Schriftwahl und -charakteristika

Auszeichnungen und typografische Interpretationen

Raster

Gestaltung der Textblöcke

Zeilenabstand

45 Musikalische Zeichen

46 Verbindungslinien

49 Inszenierung der Bildwelt

50 Weitere Gestaltungsparameter

Faltentechnik

Covergestaltung

50 Druckspezifische Parameter

53_ Präsentationsform/begleitende Medien

57_ Fazit

61_ Anhang

61 Quellenverzeichnis

67 Interview-Mitschriften

86 Erklärung der Autorenschaft

87 Colophon

Leserschaft

Das Buchprojekt »Retrospektive Fiktion« beschreibt in erste Linie die Auseinandersetzung mit dem Thema »Wendepunkte« in Form einer Erzählung und richtet sich an eine, pauschal formuliert, lese- und experimentierfreudige Zielgruppe. Es wird ein gewisses Maß an geschichtlichem und gesellschaftlichem Interesse vorausgesetzt, das die Rezipienten zum tatsächlichen Lesen der Geschichten motivieren soll. Das Projekt »Retrospektive Fiktion« ist weniger zum Durchblättern gedacht und fordert den Leser dazu auf, die Geschichten in ihrer Gesamtheit zu verfolgen. Im optimalen Falle nimmt sich der Leser zum kontinuierlichen und konzentrierten Lesen Zeit – vergleichbar mit dem Lesen eines Romans, wenngleich die Lesedauer durch die als kurze Episoden verfassten Textpassagen kürzer ausfällt. Eine Unterbrechung innerhalb eines Buchbandes gestaltet sich allerdings schwierig, da der Wiedereinstieg durch die fehlenden Seitenzahlen erschwert wird (weitere Ausführungen im Kapitel »Lineares Lesen und inszenierte Typografie«, S.39). Die Leserschaft sollte des Weiteren einen Zugang zu typografischer Gestaltung haben, sodass gestalterisch interpretierte Textstellen nicht missverstanden werden. Die andernfalls als möglicherweise fehlerhaft aufgefassten Passagen würden jedoch dem Verständnis der Geschichten nicht hin-

derlich sein. Die Zielgruppe ist demnach nicht auf ein Fachpublikum beschränkt. Zu guter Letzt richtet sich das Projekt an alle Personen, die sich mit der inhaltlichen Auseinandersetzung von entscheidenden Wendepunkten in ihrem Leben sowie deren Konsequenzen identifizieren.

Inhaltliches Konzept

Realität und Fiktion

Für die Beschäftigung mit dem Spiel von Realität und Fiktion sowie das Aufgreifen der zentralen Fragestellung »Was wäre geschehen, wenn ...?« finden sich in Kunst, Literatur und Wissenschaft zahlreiche Beispiele intensiver Auseinandersetzungen. Die im Folgenden näher untersuchten Beispiele verdeutlichen einerseits die Bandbreite der Beschäftigung unterschiedlichster Art – von einem persönlichen Zugang bis zur gesellschaftlichen Debatte – sowie die Aktualität beziehungsweise Präsenz der Fragestellung bezüglich des Interesses verschiedenster gesellschaftlicher Gruppen, wie beispielsweise Künstlern, Autoren oder Historikern.

Sophie Calle

Die französische Künstlerin Sophie Calle gilt heute als eine der wichtigsten Vertreterinnen einer erzählenden Fotografie. Calle beschattet, recherchiert, fotografiert und kommentiert. Sie lässt andere zu Wort kommen, die normalerweise nicht befragt werden. Mit einer Kombination aus detektivischer Verfolgung, Verhaltensforschung und journalistischer Recherche beobachtet sie, sammelt Daten, Hinweise, Spuren und Erinnerungen und fasst die Ergebnisse ihrer Beobachtungen in Form von tagebuchartigen Texten, unterstützt von fotogra-

fischen Beweisen, zusammen. Die Vernetzung von Realität und Fiktion ist das inhaltliche Herzstück der Arbeiten Sophie Calles. Formal arbeitet die Künstlerin mit der Gegenüberstellung ihrer Texte und Fotografien, wobei sie Grenzen spielerisch verschiebt und unablässig in Frage stellt. Sie verschränkt biografische und fiktionale Begebenheiten zu einem emotionalen Gewebe; einem immer wieder neu erfundenen Leben. Mit einer an die Konzeptionskunst erinnernden Methodik verfolgt und observiert Calle fremde Menschen und versucht auf verschiedene Weise in ihre Privatsphäre einzudringen; sich ein Bild ihrer Biografie zu erstellen. So fand sie beispielsweise zu Anfang der 80er Jahre ein Adressbuch, rief bei den darin verzeichneten Personen an, fragte sie über den Besitzer aus und erstellte aus diesen Befragungen Kurzporträts. Für eine andere Arbeit bewarb sie sich in einem venezianischen Hotel als Zimmermädchen und nutzte die Abwesenheit der Gäste, um ihre Zimmer zu durchsuchen. Die dokumentarischen Berichte über ihre Einbrüche in die Privatsphäre der Hotelgäste ergänzte sie teilweise durch fiktive Passagen. Ein Panorama aus Bruchstücken fremder Leben, das von alltäglichen, menschlichen Gewohnheiten erzählt. In einem ihrer letzten Projekte bat Sophie Calle 107 Frauen ver-

schiedenster Professionen den Abschiedsbrief ihres Ex-Freundes zu interpretieren: »Ich habe eine Trennungs-E-Mail bekommen. Ich wusste nicht, darauf zu antworten. Es war, als sei sie nicht für mich bestimmt gewesen. Sie endete mit den Worten: ›Passen Sie auf sich auf«. Ich habe diesen Ratschlag wörtlich genommen. Ich habe 107, entsprechend ihres Berufs ausgewählte Frauen gebeten, den Brief unter einem professionellen Aspekt zu interpretieren. Ihn zu analysieren, zu kommentieren, ihn zu spielen, zu tanzen, zu singen. Ihn zu sezieren. Ihn auszuschöpfen. An meiner statt zu verstehen. An meiner statt zu antworten. Eine Art und Weise, sich für die Trennung Zeit zu nehmen. Nach meinem Rhythmus. Auf mich aufpassen.« (Valby, Stand 2010) Auf Dutzenden Monitoren singen Sängerinnen den Brief, Psychologinnen analysieren, Lektorinnen korrigieren ihn – ein vielstimmiges Klagelied. Sophie Calle scheut sich in ihrem Werk nicht, ihr Intimleben zur Schau zu stellen. Sie macht ihre Kunst jedoch zu einem »kontrollierten Preisgeben«, nicht zu verwechseln mit Offenheit. Von dem Abschiedsbrief erzählt sie, dass dieser zwar authentisch sei, jedoch nur einen Ausschnitt ihres Lebens wiedergäbe und somit einer Fiktion entspräche. (Vgl. ZEIT Magazin, 2008) Nüchtern und kalkuliert schafft sie es in ihren Arbeiten durch

eine Objektivität, ähnlich der von soziologischen Studien, Distanz zu schaffen. Immer geht es um menschliche Begegnungen, oft um Liebe, Schmerz und Fremdheit, nie aber um private Betroffenheit. Sich selbst eine »erzählende Künstlerin« nennend, betont sie, dass Text und Bild für sie von gleichwertiger Bedeutung seien. Calle ist keine Fotografin im herkömmlichen Sinne der Kunstfotografie, denn ihre Bilder stellen nichts dar. Realistisch und figurativ sind sie doch nur neutral beschreibende Dokumente, die ohne die begleitenden Texte sinnlos wären. (Vgl. Darmstädter Tage der Fotografie, Ausstellungskatalog, 2010, S.36) Die Bildwelt birgt jedoch mehrere mögliche Geschichten und reichert ihre Texte mit visuellen Konjunktionen an. Fotografien sind Beweisstücke einer bestimmten Biografie oder Geschichte und lassen Identitäten erkennbar werden. Dies findet allerdings nur fragmentarisch statt, da Fotografien lediglich in Ausschnitten abbilden und uns nur die eine, subjektive Ansicht vermitteln, die der Fotograf ausgewählt hat. Und obwohl eine fotografische Abbildung die Teilnahme an etwas Geschehenem bezeugen soll, zeigt sie tatsächlich nur das Moment der Distanz. Erfahrung und Erinnerung werden auf gewisse Weise entfremdet. Sie sind austauschbar, nicht an bestimmte Subjekte gebunden und somit übertrag-

bar. Der zentrale Bestandteil der Arbeiten Calles ist es, diese Entfremdung deutlich zu machen. Die literarische Struktur ihrer Texte – zweckmäßig, geradlinig und in selbst auferlegter Strenge rhythmisiert – erzeugt dabei oft eine produktive Dissonanz zur Darstellung der Fotografien, aus der erst der besondere Charme der Arbeiten erwächst.

Die Bild- und Textebenen ergänzt Sophie Calle durch ein drittes Charakteristikum: Durch die Verschmelzung von Imagination und realem Geschehen; von Fakten und Fiktionen. Durch dieses formale Instrument hält sich Calle alle Wege der permanenten Selbsterfindung offen; schafft es, Authentizität in ihre Rollenspiele und multiplen Identitäten zu bringen. Sie präsentiert eine Vielzahl von Beziehungen, die den Betrachter mit einschließen und ihm die Möglichkeit eröffnen, assoziative Verbindungen zur eigenen Biografie zu entdecken. Er entdeckt, dass er selbst einer dieser Fremden sein könnte, denn Calles Werke bilden einen Spiegel, in dem bekannte Gefühle oder sogar die Verwirklichung eigener Fantasien wiedererkannt werden können.

Ihre Arbeiten sind sowohl Aussagen über das Wesen der Menschen, als auch über das Wesen der Kunst. Die Grenzen werden spielerisch verschoben und unablässig in Frage gestellt. Als Subjekt und Objekt ihres Werkes, schafft

sie die Grenzen zwischen Wirklichkeit, Gegenwart und Fiktion ab. Sie provoziert und irritiert; lässt den Betrachter mit der Frage nach der wahren, der echten Geschichte allein. Alles wirkt real, alles wirkt austauschbar. Wirklichkeit, Inszenierung und Kunst werden immer wieder neu interpretiert.

Alexander Demandt

Der Berliner Althistoriker Alexander Demandt gehört zu den wenigen deutschen Geschichtswissenschaftlern, die den Mut aufweisen, über alternative Geschichtsverläufe zu publizieren. Mutmaßungen über ungeschehene Geschichte sind in den historischen Wissenschaften verpönt. Schriften über nicht eingetretene Möglichkeiten und hypothetische Alternativen gelten als unseriöse Spekulationen. Überlegungen zu Eventualitäten – die Frage, wie es auch hätte sein können – sind keine Themen für einen Historiker. Indem er darauf verzichte, in strenger Quellenkritik die Fakten zu finden und darzustellen, erscheine sein Vorgehen unbeweisbar und unwissenschaftlich. »Geschichte ist die Wissenschaft dessen, was da ist, nicht dessen, was nach geheimen Absichten des Schicksals etwa wohl sein könnte.«, zitiert er Herder in seinem Buch »Ungeschehene Geschichte«. Demandt

ist sich seiner Kritiker bewusst, hat sich jedoch nie von ihnen beeinflussen lassen. Mit einer Situationsanalyse beginnend, kontrovers erörtert, entwickelt er mehrere Alternativen zur geschienenen Geschichte. Eine Reihe dieser Entscheidungssituationen wird in seinem Buch in chronologischer Reihenfolge durchgespielt. Mit seinen Aufzeichnungen will Demandt zeigen, dass unser Bild der Geschichte unfertig bleibt, solange wir es nicht im Rahmen der unverwirklichten Möglichkeiten reflektieren. Eine Besinnung auf die ungeschene Geschichte ist, seiner Meinung nach, »trotz begreiflicher Bedenken notwendig und trotz beträchtlicher Schwierigkeiten möglich. Sie findet ihren Lehrwert in der Erkenntnis geschener Geschichte.« (Demandt, 1986, S.10) Demandt beginnt sein Buch, indem er zunächst alle Einwände und Bedenken seiner Kritiker gegenüber der Inhalte durchspielt: Viele Historiker vertreten einerseits die Meinung, dass nicht stattgefundene Ereignisse auch keine Ursachen und Folgen gehabt hätten, die sie interessant machen könnten. Zum anderen stützt sich die Geschichtswissenschaft auf einen empirischen Charakter. Sie ist eine Erfahrungswissenschaft, die auf signifikanten Quellenbefunden basiert und letztendlich zu historischen Tatsachen gelangt.

Diese werden induktiv in typologische Ordnungssysteme sowie kausale Wirkungszusammenhänge eingefügt. Für die Ermittlung dessen, was beinahe passiert wäre, steht uns keine Methode zur Verfügung. An dieser Stelle wird deutlich, dass sich ein breites Spektrum der individuellen Mutmaßung offenbart, die eher den Charakter des Spekulierenden als die wahrscheinlichen Folgen repräsentiert.

Viele Historiker werten die fiktiven Geschichtsstränge als bedeutungslos und willkürlich ab. Sie empfinden die Beschäftigung mit dieser Thematik als eine Zeitverschwendung, anstelle derer real Geschehenes entdeckt und näher analysiert werden könnte. Laut Demandt beruht unser Interesse an der Geschichte auf der Tatsache, dass »alle Geschichte irgendwie unsere Geschichte ist.« (Demandt, 1986, S.13) Er geht davon aus, dass die gegenwärtige Wirklichkeit eine Folge früherer Wirklichkeiten ist und aller Zusammenhang verloren ginge, sobald ein Glied in dieser Kette herausgerissen oder verändert würde. Es entstünde eine andere Geschichte – wie sie ebenfalls hätte stattfinden können – es wäre jedoch nicht mehr unsere Geschichte; nicht die, deren Produkt wir sind. Unter geänderten Voraussetzungen hätte es unsere Vorfahren nicht gegeben oder sie hätten sich nicht gefunden, um die Familien zu gründen, aus

denen wir entstanden sind. Nach dieser These verdanken wir unsere Geschichte und unser Dasein der Tatsache, dass immer die richtige Seite gesiegt hat, die richtigen Entscheidungen getroffen wurden und die richtigen Leute gelebt haben. Für die Geschichtswissenschaft im klassischen Sinne, führe dies zu sehr in die Spekulation. Alexander Demandt geht über diesen Punkt hinaus. Er ist der Auffassung, dass »die Geschichtswissenschaft spekulieren muss, wenn sie sich um Verständnis bemüht; sie es tut, sobald sie Urteile fällt; sie es kann, indem sie Gründe findet; und sie es darf, weil jede Tatsache über sich hinaus wächst.« (Demandt, 1986, S.15) Entscheidungssituationen bilden nach Demandt die Gelenke der Geschichte. Indem wir jene Augenblicke betrachten, in denen sich etwas entscheidet, erkennen wir die Bewegung im Geschehen. Der klassische Historiker blickt dabei aus der jeweils gegebenen Situation zurück auf deren Vergangenheit. Diese erscheint für ihn wie eine Hand voll »Einbahnstraßen«, die doch alle wieder auf das tatsächlich geschene Ereignis zulaufen. Die Gesamtheit der gewesenen Möglichkeiten ist durch den erreichten Stand der Dinge in den Hintergrund gerückt. Nichts kann mehr hinzugefügt, nichts mehr hinweggenommen werden. Der Handelnde hingegen blickt aus der Lage, in der er sich

befindet, in die Zukunft. Er sieht die Möglichkeiten, die sich ergeben mit mehr Chancen, und fragt sich, welche Wege ihn zu welchen Zielen führen. Für ihn eröffnet sich ein buntes Spektrum an Möglichkeiten. »Bequeme und schwierige Wege, lockende und abschreckende Ziele – nicht immer in ihrer ganzen Vielfalt erkennbar, aber stets in der Mehrzahl gegeben. Da Vergangenheit und Zukunft des Menschen zwei Aspekte derselben Sache, nämlich der Geschichte sind, besitzt die historische Zeit die beschriebene Doppelstruktur. Alle geschichtliche Vergangenheit war einmal menschliche Zukunft.« (Demandt, 1986, S.18) Damit wir die Geschichte aus Sicht der Handelnden verstehen können, müssen wir die einzelnen Fakten, laut Demandt, auch im ungeborenen Zustand betrachten, als bloßen Plan, als einfache Möglichkeit. Für ihn resultiert jede rationale Handlung aus einem voreifenden Urteil über das, was passieren würde, wenn sie geschähe. Der Mensch simuliert ungeschene Geschichte und entscheidet danach unter den erkennbaren Alternativen. Lange Jahre trug man Alexander Demandt nach, dass er Mitte der Achtziger Jahre am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin ein Seminar über »Ungeschene Geschichte« anbot. Den Studierenden wurde damals sogar vom Prüfungs-

amt für Lehramtskandidaten die Anerkennung ihrer Scheine verweigert (vgl. WELT-online, Stand 2010). In Großbritannien hat sich die »kontrafaktische Historie« hingegen als legitimes und unverzichtbares Instrument intellektuell redlicher Geschichtswissenschaft etabliert. Wer und was in der Geschichte wichtig war, so sehen es Historiker wie Demandt, lässt sich nur feststellen, indem man Personen und Ereignisse probenhalber wegdenkt und die wahrscheinlichen Auswirkungen durchspielt.

»So erscheint die Geschichte als die Mittellinie, auf die sich die gegenläufigen Kräfte einpendeln. Jedem Ausschlagen nach der einen Seite folgt ein Ausschlagen nach der anderen. Die Geschichte bewegt sich im Zickzack weiter, indem sie sozusagen dauernd ihre Irrtümer korrigiert, dabei über das Ziel hinauschießend neue begehrt und sich so in Gang hält. Strudel und Strömung verbinden sich zu einer Art Fließgleichgewicht.« (Demandt, 1986, S. 121)

*Die historische Geschichte
als eine Erzählung*

Die Geschichte unserer Protagonistin bildet den roten Faden der Erzählungen. Bedingt durch Alter und Geburtsort ist der Lebenslauf der 78-Jährigen

mitunter durch historische Ereignisse beeinflusst, die im vergangenen Jahrhundert Deutschland und seine Bevölkerung prägten. Die historische Geschichte wird in die Erzählung eingeflochten, nicht zu trennen von dem subjektiven Erleben des Einzelnen.

Der Philosoph, Schriftsteller und Literaturhistoriker Jean-Pierre Faye beschreibt in seinen Abhandlungen zur »Theorie der Erzählung« Geschichte als eine Form der Narration.

Seine Ausführungen zur subjektiv erzählten Historie dienen der Inspiration, beschreiben aber zugleich nur einen Ausschnitt seines Werkes. Schwerpunktmäßig beschäftigt sich Faye mit Analysen von ideologischen Bewegungen im Deutschland der Weimarer Republik und politischem Handeln im Dritten Reich. Diese Auseinandersetzung ist für die vorliegende Arbeit jedoch nicht weiter von Interesse und wird aus diesem Grund hier nicht näher ausgeführt.

Jean-Pierre Faye verfolgt die These, dass jede Form des Erzählens fiktiv wird; bildet sie doch nur einen Ausschnitt – eine Selbstinterpretation – der Erkenntnisse der Person, die sie erzählt. »Ein Erzähleffekt, [...] der die Wirkung einer Fiktion ist. [...] Diese Wirkung der Narration auf die Handlung, die sie gerade schildert – dieser Effekt, der den Weg über die Fiktion nimmt, über Wahr und Falsch, über die Geschichte und über den

Roman – das genau ist das Rätsel, das es zu erforschen gilt.« (Faye, 1977, S. 21) Der narrative Charakter aller Geschichtsschreibung und damit aller Wissenschaft wird nach Auffassung Fayes, schon durch die Wahrnehmung der Fakten geprägt. Darstellung und Wahrnehmung sind an bestimmte, kultur- und klassenspezifische Berichts- und Erzählformen gebunden und dadurch bereits geformt und verformt. »Ein Narrativ ist in seinen Augen dadurch gekennzeichnet, dass es intern auf die Unterscheidung zwischen wahr und falsch verzichtet, jedoch gegenüber anderen Narrativen einen Ausschlusscharakter besitzt: jedes Narrativ behauptet zugleich die Unrichtigkeit aller anderen Narrative.« (Anonymus a, Stand 2010)

»Entscheidungssituation
die Gelenke der Gesc
Indem wir jene Augen
in denen sich etwas e
wir die Bewegung im

tionen bilden
chichte.
nblicke betrachten,
entscheidet, erkennen
n Geschehen.«

Alexander Demandt

Projektphasen und Methodik

Nach einer ersten Orientierungsphase der Ideenfindung bildete sich bereits nach kurzer Zeit der Schwerpunkt des Projektes heraus. Die Beschäftigung mit zentralen Fragestellungen der Arbeit lässt unterschiedlichste Herangehensweisen denkbar werden, wie das Spektrum der vergleichbaren Auseinandersetzungen in den vorangegangenen Kapiteln ansatzweise skizziert.

Auf der Suche nach einer geeigneten Protagonistin/einem geeigneten Protagonisten wurden verschiedenste Möglichkeiten in Betracht gezogen. Im Wesentlichen beschränkten sich die selbst definierten Vorgaben auf die Zusammenarbeit mit einer Frau, die bereits am Ende ihres Lebens steht und auf die entscheidenden Wendepunkte zurückblicken kann. Zusätzliche Eigenschaften dieser Person, wie beispielsweise eine grundsätzliche Offenheit gegenüber gestalterischen Arbeiten sowie die Motivation, das eigene Leben in Gesprächen mitunter kritisch zu reflektieren, erschienen darüber hinaus als sinnvoll. Die Beschränkung der Auswahl auf eine weibliche Protagonistin resultiert vor allem aus der persönlichen Identifikation der Gestalterinnen mit dem gewählten Thema.

Der Kontakt zu einer 78-jährigen Frau aus Hiddesen (Westfalen) entstand über Umwege aus dem privaten Umfeld. Die Auseinandersetzung erschien unter anderem

deswegen interessant, da die Interviewte durch das Kriegsende 1945 gezwungen wurde, aus Königsberg zu fliehen. Das Thema Ostpreußen als Ausgangspunkt der Geschichte entstand aus dem Kontext des persönlichen Lebenslaufes der Protagonistin. Ebenso verhält es sich mit den politischen Ereignissen des geteilten Deutschlands, ausgehend von ihrem jahrelangen Wohnort, dem politischen Zentrum des 20. Jahrhunderts, Berlin.

Im Mittelpunkt der anfänglichen Interview-Phase stehen die zwei intensiven Gespräche mit der Protagonistin über den Verlauf ihres Lebens und die entscheidenden Wendepunkte. Während das erste Gespräch genutzt wurde, um sich kennenzulernen, Vertrauen aufzubauen und den Lebensweg grob zu skizzieren, fiel das zweite Interview wesentlich vertrauter aus. Im zweiten Gespräch bot sich des Weiteren die Möglichkeit, unklare Punkte zu klären sowie einzelne Lebensabschnitte vertieft zu besprechen (die Mitschriften der Interviews sind dem Anhang beigelegt).

Im weiteren Verlauf dieser Projektphase wurden die Geschichte der 78-Jährigen als roter Faden des Buchprojektes aufgebaut sowie die wesentlichen Wendepunkte definiert. In Vorbereitung der anschließenden Recherche-Phase folgte die chronologische Aufbereitung der Mitschriften an einer Arbeitswand. In einem

weiteren Schritt ließen sich die Ereignisse an einer Zeitleiste ausrichten, die sich vom Geburtsjahr 1932 bis zum Zeitpunkt der Interviews im Jahre 2010 erstreckte.

Ausgehend von den definierten Wendepunkten wurden weitere mögliche Erzählstränge recherchiert. Hierzu dienten vor allem dokumentarisch erfasste Zeitzeugeninterviews als Inspiration beziehungsweise Vorlage. Ihrem ursprünglichen Kontext entnommen finden sie sich neben weiteren Inspirationsquellen wie beispielsweise Fassbinders BRD-Trilogie oder dem Spielfilm »Das Leben der Anderen« in den fiktiv entwickelten Strängen wieder (eine Auflistung der Inspirationsquellen ist im Anhang aufgeführt).

Die fiktiven Erzählstränge basieren infolgedessen auf recherchierten Geschichten. Einzelschicksale werden in dem neu entstandenen Kontext aufbereitet. Die Vermischung von Realität und Fiktion wird weiter vorangetrieben: Jede der erzählten Geschichten könnte real sein, weil sie in ähnlicher Art tatsächlich geschah. Alles Reale hingegen beinhaltet die Fiktion des Erlebten sowie die Interpretation der Autoren. Die Grenze zwischen Realität und Fiktion wird irrelevant und verschwimmt. Das Resultat beschreibt ein Spektrum an Möglichkeiten, das sich im Leben ergibt, und verbindet Schicksale verschiedenster Persönlichkeiten zu einer möglichen Geschichte.

Erzählmodi

Für die Entwicklung der einzelnen Erzählstränge ist die sprachliche Ausgestaltung von besonderer Bedeutung. Ein wesentlicher Teil des inhaltlichen Konzeptes ist die Anpassung der realen und fiktiven Erzählstränge im Erzählmodus. Die Trennung von Fiktion und Realität ist für den Leser nicht weiter relevant und lässt beide Parameter gleichberechtigt Einfluss auf die Geschichte nehmen. Während die Grenze zwischen tatsächlich Erlebtem und den hinzugefügten Handlungssträngen verschwimmt, wird eine Authentizität der Erzählung suggeriert: Der Einsatz von Sprache imitiert die Mitschrift eines Gesprächs oder persönliche Notizen – im Stil den Gesprächen ähnlich, die der Schreibearbeit vorausgingen. Der Einsatz der Ich-Perspektive verstärkt diesen Eindruck und lässt den Erzählmodus subjektiv und persönlich erscheinen. Auf den Gebrauch von Formulierungen im Konjunktiv wird bewusst verzichtet. Der häufig unvollständige Aufbau von Grammatik und Syntax wird ebenfalls als bewusstes Stilmittel zugunsten der Authentizität eingesetzt.

Die Trennung der Textpassagen in collagenartige Episoden dient im Weiteren dazu, die unterschiedlichen Erzählstränge an den jeweiligen Wendepunkten aufzuteilen sowie an ausgewählten Stellen wieder zusammenzuführen. Es entstehen Gabelungen und Kreuzungen, die in

ihrer Gesamtheit ein interdependentes Konstrukt an Möglichkeiten beschreiben. Die Nennung konkreter Jahreszahlen wird in der Textebene größtenteils umgangen und nur an wenigen, ausgewählten Stellen kommuniziert, die meist im Zusammenhang mit historischen Ereignissen stehen. Zur Verdeutlichung der zeitlichen Achse werden ergänzend zum Text Pausenzeichen aus einem Notensatz hinzugefügt, die die Leerräume füllen und ein Zusammenführen der erzählten Zeiten ermöglichen (weitere Ausführungen im Kapitel »Inszenierung der Textebene«, S. 39). Eingeleitet werden die einzelnen Sinnabschnitte und Episoden durch notizenhafte Kapitelanfänge, die dem Leser als Orientierung dienen und eine Vorschau auf das Geschehen beinhalten. Zur Verdeutlichung der Analogien und parallel verlaufenden Handlungsstränge werden im Text häufig ähnliche oder identische Formulierungen verwendet. Das Einbinden von historischen Ereignissen, die größtenteils in keinem direkten Zusammenhang mit dem Erlebten stehen, aber Einfluss auf die Entwicklung des 20. Jahrhunderts nahmen, sind im Wesentlichen durch James Freys Roman »Strahlend schöner Morgen« inspiriert (siehe Textbeispiel »Mondlandung«). Die Verflechtung von Historie und subjektivem Erleben spielt auf die Auseinandersetzung mit Realität und Fiktion an.

Die Namen der vorkommenden Charaktere sind in der umgeschriebenen Geschichte auf ausdrücklichen Wunsch der Protagonistin geändert.

Textbeispiele

Ostpreußen. Mutter war die Sicherheit. Schenkte mir Trost, umsorgte mich. Ich war verwöhnt. Sie gab mir den Schutz meiner Kindheit, der mich später ausharren ließ. Die Erinnerung an eine Unbekümmertheit, weit weg von dem Willen zu überleben und verzweifeltem Durchhalten. Eine behütete Kindheit, die Krieg und Zerstörung als ferne Ereignisse verblassen lässt. Wir hatten keinen Hunger, wir machten Urlaub an der See, wir hielten zusammen, wir hatten ein Zuhause. Meine beste Freundin Herta, Kind der Nachbarn und eine Schwester für mich, wir sahen uns jeden Tag. Mutig war sie, als wir zu den Jungmädchen gingen. Meine Eltern waren nicht begeistert, aber für uns war es herrlich. Herta in der ersten Riege, ich irgendwo, nicht dafür geboren, ein Anführer zu sein. Doch Herta hielt zu mir, sagte: »Nur wenn Lotti mitkommt, werde ich bei der Führer-Anwärterinnenschaft mitmachen.« Also war auch ich dabei ...

Vater. Anders der Vater: in seiner Kindheit eine harte Schule durchlaufen hielt er sich für gerecht und liberal. An seiner Autorität nie zweifelnd, stets das Richtige im Sinn. Kein Widerspruch, kein Zweifel gestattet. Beamter im Dienst, aber kein Mitglied der

Partei. Seine Kollegen sagten zu ihm: »So geht das nicht. Wenn das einer mitkriegt.« Aber so war das nicht bei uns. Da hielt man zusammen, wurde nicht verraten. Witze haben sie erzählt. Adolfs Bild nur herausgeholt, wenn Onkel Friedrich kam – seinerzeit überzeugtes Partei-Mitglied, vertrug keinen Humor auf Kosten des Führers. Und dann die Bombenangriffe: Königsmberg in zwei Tagen ausgebrannt. Das Speicherviertel ausradiert. Keine Straßenschilder, keine Eckpunkte. Wo waren wir? Wir hatten Angst, ich war schon immer ängstlich. Der Krieg war da.

Flucht. Wir mussten flüchten, das war uns nun klar. »In zwei Stunden habt Ihr alles gepackt«, sagte Vater. Wohin? Das hatten meine Eltern geklärt. Mit dem Ziel West-Berlin zu den einzigen Anverwandten, der Schwester meines Vaters, brachen wir auf ins Ungewisse. Vater musste bleiben, technische Nothilfe – das leuchtete mir ein. Ein unemotionaler Abschied. Wir konnten es nicht ändern, also trennten wir uns. Herta erging es da nicht anders. Wir würden es schon schaffen. So eine Freundin findet man nicht so schnell wieder. Dick eingepackt bekamen meine Mutter und ich zwei der wenigen freien Plätze auf den Wagen nach Kösslin. Das war alles. Kein großer Abschied, keine Alternativen. Zusammengepfert in der Kälte saßen wir auf den Bänken. Die Temperatur sank auf minus 20 Grad. »Dann wollen wir mal sehen, wo wir unterkommen«, sagte meine Mutter. Es war kalt. Es wurde noch kälter. Auf der Fahrt starben zwei Menschen: Eine alte Frau lag in der Ecke auf dem Stroh. Mit ihr hatte keiner Kontakt, sie war allein, ohne Angehörige. Ganz allein.

Bis einer sagte: »Die ist tot.« In ein Tuch gewickelt warf man sie die Böschung hinab. Für eine Beerdigung war keine Zeit. Dann starb der Säugling, ein kleiner Junge, in den Armen seiner Mutter. »Es ist besser so«, sagten die Leute. Aus einer Vergewaltigung entstanden habe er keine Zukunft.

[...]

Die Russen. Geweckt wurden meine Mutter und ich von den Rufen des Fahrers. Die Russen kommen. Meine Mutter zog mich fest an sich heran. »Wir werden das schon schaffen«, murmelte sie und ließ mich nicht los. In den Gesichtern unserer Mitreisenden spiegelte sich unsere Angst. Die Stille der Nacht, durchbrochen von den Rufen der Männer. Wütend schrien sie unseren Fahrer an. Verstehen konnte ich nichts, doch lauschte ich wie die anderen in der Hoffnung, wir erhielten die Erlaubnis weiterzufahren. Dann fiel der Schuss. Stille. Bis die russischen Soldaten die Türen aufrissen und uns anstarrten. »Du, mitkommen!«, sagte der russische Soldat zu mir. Er riss mir mein Tuch von den Schulter, meine Mutter fing an zu schreien. »Nicht meine Tochter, nicht! Sie ist ein Kind, das könnt ihr nicht machen.« Dann war da die Pistole, auf meine Mutter gerichtet. Er schoss. Die Kugel – zwischen unseren Köpfen her. Uns ist nichts passiert, nicht getroffen. Meine Mutter ließ mich los. Ich stand auf, er zog mich vor sich her. Der Soldat sagte etwas. Ich verstand ihn nicht. Es waren drei. Sie waren laut und wütend. Dann lachten sie. Ich war starr vor Angst, hatte Tränen in den

Augen. Sie schlepten mich in eine Scheune, da waren schon andere Mädchen. Ein Russe konnte ein bisschen Deutsch und sagte mir, ich solle machen, was sie sagen. Ansonsten wüssten sie, dass meine Mutter im Wagen sitzt. Es war eine Tortur. Danach war ich erstaunt, dass ich noch lebte. Als sie von mir ließen, stand ich auf, ging zu den anderen Mädchen in die Ecke. Jede war für sich. Ich war versteinert. Weinen konnte ich nicht. Stille. Ich wünschte, meine Mutter wäre bei mir. Sicherheit. Die nächsten Tage waren grausam. Wir hatten jegliches Gefühl für Zeit und Raum verloren, wollten nur überleben oder sterben. Die Gedanken an meine Mutter hielten mich am Leben. Ich redete mir ein, sie würde warten, mich retten. Dann würden wir weiter fahren nach West-Berlin, wie wir es gesagt hatten. Die nächsten Wochen wurden wir in der Scheune festgehalten. Mal kamen neue Mädchen dazu, mal nahmen die Soldaten Mädchen mit. Wir wussten nicht, was uns erwartete. In unserer Not erzählten wir uns von unseren Familien. Die wir wiedersehen würden. Bald schon ... bestimmt. Wenn dieser Albtraum sein Ende findet. Eines Morgens kamen die Soldaten auch zu uns. »Mitkommen«, sagten sie. Wir gehorchten. Nahmen auf Befehl unsere wenigen Sachen mit und gingen vor ihnen her. Sie brachten uns zum Bahnhof und zeigten auf einen Zug, der schon am Gleis wartete. Da waren viele Menschen – Frauen, Kinder, Alte. Wir wurden in den Zug verfrachtet. Dann fuhr er los. Nicht wissend, wohin uns unsere Reise führt, klammerten wir uns aneinander. Die Temperatur immer noch eisig kalt. »Sie bringen uns in den Osten«, sagte eine Frau, »nach Sibirien zum Arbeiten.«

Alternativer Erzählstrang. Es waren drei. Sie waren laut und wütend. Dann lachten sie. Ich war starr vor Angst, hatte Tränen in den Augen. Sie schleppten mich in eine Scheune, da waren schon andere Mädchen. Ein Russe konnte ein bisschen Deutsch und sagte mir, ich solle machen, was sie sagen. Ansonsten wüssten sie, dass meine Mutter im Wagen sitzt. Sie kamen auf mich zu, sprachen russisch mit mir. Ein großer Soldat mit dunkler Haut nahm seine Pistole. Den Schaft nach vorn holte er zum Schlag aus. Dann ertönte ein lauter Knall. Ein Schuss. »Das war es also«, dachte ich und besann mich auf die Schmerzen. Doch da war nichts. Kurze Stille. Dann sah ich die Männer. Viele waren es, die Scheune war voll. Ich erstarre. Weitere Russen, wütend schreiend. Ich erstarre. Ein paar Sekunden, dann verstand ich. Es wurde nicht auf uns geschossen. Sie kamen, um uns zu retten. Eilig am Arm gepackt zerrten uns die Retter hinaus in die Kälte. Die Sonne ging auf. Mein Arm tat weh. Grob waren sie mit uns, schnell musste es gehen. Wir wussten nicht, wohin sie uns brachten. Ich hatte Angst. Waren sie doch nicht gekommen, um uns nach Hause zu bringen? Nach Hause. Das gab es nicht mehr. Die Kälte wurde unerträglich. Dann bogen wir um die Ecke und ich sah den Wagen. Meine Mutter, blass und müde im Gesicht, schrie als sie mich sah und rannte auf mich zu. Ließ mich nicht mehr los. Dann fuhren wir weiter, wir hatten einen neuen Fahrer. Im Wagen war es ruhig. Die anderen warfen mir verstohlene Blicke zu. Wir hatten eine neue Chance bekommen.

[...]

Vater. Meine Mutter und ich lebten in Berlin, hatten Fuß gefasst. Wir waren nicht mehr auf die Tante angewiesen und bewohnten ein Zimmer, das wir uns teilten. Dann kam der Tag, an dem Vater zurückkehrte. Wir hatten vor einiger Zeit zwei Postkarten von ihm erhalten. Grüße in die Heimat aus russischer Kriegsgefangenschaft. Seine Schwester, die Tante, überbrachte uns die Nachricht, er sei angekommen. Vollkommen entkräftet habe er es bis zum Berliner Bahnhof geschafft. Dort gab er einem Jungen Geld, das er in seinen Schuhsohlen versteckt hatte – mein Vater, Soldat im Ersten Weltkrieg, er war vorbereitet. Der Junge lief zur Tante – der Onkel trug ihn heim. Obwohl gewaschen und in frischen Anziesachen, erkannten sich meine Eltern kaum wieder. Bis auf die Knochen abgemagert, einander fremd geworden, standen sie sich gegenüber. Sie hatten sich nicht viel zu sagen. Vater war zurück. Er erzählte nicht viel, schien irgendwie krank. Der Krieg hatte seine Narben hinterlassen. Wir wohnten nun zu dritt in dem Zimmer. Wir brauchten eine neue Bleibe. Meine Mutter ging arbeiten, Tag für Tag, hielt uns am leben. Ich ging zur Schule, half putzen, übernahm den Haushalt. Vater war schwach, unterstützte uns aber, wo es ihm möglich war. Nach einiger Zeit erholte er sich, begann wieder am Leben teilzunehmen. Einige wenige Male führte er Mutter aus, in ein Tanzlokal. Wenn sie wiederkamen, leuchteten ihre Augen. Dann war sie glücklich. Dann kam Oma aus Schlesien zu uns nach Berlin. Wir brauchten eine neue Bleibe. Diesmal ging es nicht anders. Eine Zwei-Zimmer-Mansardenwohnung, die wir fortan zu viert bewohnten. Die Zeiten wurden besser, Berlin wurde wieder aufgebaut. Vater

bestand auf dem Abitur, doch traf ich zum ersten Mal in meinem Leben eine eigene Entscheidung. Ich verließ die Schule, um die Ausbildung auf der Höheren Handelsschule zu absolvieren – ich wollte eigenes Geld verdienen, unabhängig sein. Nun sollte endlich eine neue Zeit anbrechen.

Variante des Erzählstrangs. Vater war zurück. Er erzählte nicht viel, schien irgendwie krank. Der Krieg hatte seine Narben hinterlassen. Wir wohnten nun zu dritt in dem Zimmer. Wir brauchten eine neue Bleibe. Meine Mutter ging arbeiten, Tag für Tag, hielt uns am leben. Ich ging zur Schule, half putzen, übernahm den Haushalt. Vater war schwach. Nichts war gut genug, alles musste besser gemacht werden. Der Herr im Haus war zurück und konnte doch nichts ändern. Seine Launen bestimmten den Tag. Ich war nicht gut genug. Was ich machte, reichte ihm nicht. Wenn er wütend wurde, ließ er es an Mutter aus. Sie schrie, er solle aufhören. Genug sei genug. Er hörte nicht auf. Dann kam Oma aus Schlesien zu uns nach Berlin. Wir brauchten eine neue Bleibe. Diesmal ging es nicht anders. Eine Zwei-Zimmer-Mansardenwohnung, die wir fortan zu viert bewohnten. Die Zeiten wurden nicht besser, Vaters Launen schlimmer. In der Schule könne man von Mädchen nicht allzu viel erwarten. Das Abitur sollte ich trotzdem machen. Vater widersprach man nicht. Also lernte ich. Aus Angst, ihn zu enttäuschen.

[...]

Mondlandung. Wir alle verfolgten dieses Ereignis. Menschen auf dem Mond, wir konnten es nicht fassen. Es hatte eine neue Zeit, eine neue Ära begonnen.

[...]

Inhaltszusammenfassung der realen und fiktiven Erzählstränge

Im Folgenden wird eine kurze inhaltliche Zusammenfassung der drei wesentlichen Erzählstränge innerhalb des Projektes »Retrospektive Fiktion« aufgeführt. Die Komplexität der Geschichte lässt lediglich die Darstellung eines Ausschnittes zu. Die simultan zu lesenden Erzählstränge finden sich in ihrer Gesamtheit in den zwei Leporellos sowie als lineare Ausführung im Anhang der Dokumentation.

Erzählstrang 1:

Lotti, geboren und aufgewachsen im ostpreußischen Königsberg, verbringt bis zum Zeitpunkt der Bombenangriffe gegen Kriegsende eine behütete Kindheit im Kreise ihrer Familie. Ohne den Vater müssen Mutter und Tochter überstürzt zur Flucht nach Berlin aufbrechen. Innerhalb ihrer langen Reise trotzen sie Angst und Kälte; müssen die grausamen Schicksale ihrer Mitreisenden beobachten. In Berlin angekommen, nimmt die Schwester des Vaters sie widerwillig auf. Unwillkommen; als Rucksack-Deutsche verachtet. Wenige Wochen später marschieren die Russen ein. Ihren Zufluchtsort im Keller entdeckt, fordern sie nach Wertsachen. Mit einem Schrecken kommen die Versteckten davon. Als Lottis Vater aus der russischen Kriegs-

gefangenschaft zurückkehrt, haben Mutter und Tochter bereits Fuß gefasst und sind bei der Tante ausgezogen. Einander fremd geworden, müssen sie sich neu aufeinander einstellen und auf den traumatisierten Vater Rücksicht nehmen. Lotti übernimmt den Haushalt, ihre Mutter arbeitet lang, um die Kosten für die Familie tragen zu können. Um schnell unabhängig zu sein und eigenes Geld zu verdienen, absolviert sie eine Ausbildung auf der Höheren Handelsschule. Bei einem Ostpreußen-treffen erfährt sie vom Aufenthaltsort ihrer besten Freundin Herta, von der sie seit der Flucht nichts mehr gehört hat. Lotti und Herta treten wieder in Kontakt, treffen sich regelmäßig. Gemeinsam übersteht die Familie die Zeit der Berliner-Luftbrücke; sie gewöhnen sich aneinander, werden wieder vertrauter. Eines Tages diagnostizieren die Ärzte bei Lottis Vater eine unheilbare Krankheit. Er kann fortan nicht mehr arbeiten. Mutter und Tochter versuchen dies auszugleichen; ihn zu entlasten. Um seiner Familie eine Sicherheit für die Zukunft zu bieten, beginnt der Vater ein Haus für sie zu bauen. Ehe er sein Vorhaben beenden kann, erliegt er jedoch seiner Krankheit und lässt Lotti und ihre Mutter mit dem halbfertigen Haus zurück. Nach dem Tod des Vaters, beziehen sie gemeinsam mit Lottis Oma das neue Haus, klären die Finanzen,

vermieteten einige Zimmer unter. Als Lottis Chef von ihrer Lage erfährt, gibt er ihr einige Tage frei. Sie nutzt die Zeit, um sich am Wörthersee zu erholen. An einem Abend lernt sie dort den Personalchef der Berliner Schering AG kennen. Dieser macht ihr ein Jobangebot, welches sie annimmt, als sie aus dem Urlaub zurückkehrt. Lotti wagt einen Neustart und bekommt eine Stelle als Sekretärin in der klinischen Forschung. Mit einem höheren Gehalt kann sie ihrer Mutter unter die Arme greifen und ein gutes Leben führen. Als die Grenze nach Ost-Berlin geschlossen wird, ist es Lotti nicht mehr möglich, ihre Freundin Herta zu besuchen. Sie schreiben sich Briefe, bleiben in engem Kontakt. Als Lotti nach körperlichen Beschwerden eine Kur am Timmendorfer Strand antritt, lernt sie in einem Lokal Fritz kennen. Sie verstehen sich auf Anhieb und werden ein Liebespaar. Nach Lottis Abreise halten sie den Kontakt, besuchen sich wann immer es geht. Die beiden heiraten und ziehen gemeinsam nach Hiddesen, wo Fritz ein Jobangebot annimmt. Lotti kündigt ihren Job und lässt ihre Mutter in Berlin zurück. Bereits kurze Zeit nach der Hochzeit wird bei Fritz ein Gehirntumor diagnostiziert. Entgegen der von den Ärzten ausgerechneten Chancen, überlebt er die Operation und behält zudem sein Augenlicht. Es geht ihm besser und er

beginnt seine Pläne eines Hausbaus umzusetzen. Eines Morgens, Fritz hatte sich gerade auf den Weg zu seiner Arbeitsstätte gemacht, erreicht Lotti ein Anruf. In dem Telefonat erfährt sie von einem Autounfall ihres Mannes; davon, dass er diesen nicht überlebte. Als Lottis Mutter davon erfährt, zieht sie von Berlin nach Hiddesen, pflegt ihre Tochter, spendet Trost. Sie wohnen erneut gemeinsam in einem halbfertigen Haus, helfen sich gegenseitig der Situation standzuhalten.

Erzählstrang 2:

Lotti, geboren und aufgewachsen im ostpreußischen Königsberg, verbringt bis zum Zeitpunkt der Bombenangriffe gegen Kriegsende eine behütete Kindheit im Kreise ihrer Familie. Ohne den Vater müssen Mutter und Tochter überstürzt zur Flucht nach Berlin aufbrechen. Innerhalb ihrer langen Reise trotzen sie Angst und Kälte; müssen die grausamen Schicksale ihrer Mitreisenden beobachten. Als ihr Wagen von den Russen angehalten wird, entführen sie Lotti und einige andere junge Mädchen in eine nahe gelegene Scheune. Über mehrere Wochen werden sie dort festgehalten und misshandelt, ehe ihr Leidensweg sie weiter in ein Arbeitslager nach Sibirien führt. Zwei Jahre lebt

Lotti dort unter schwersten Bedingungen; verliert eine gute Freundin. Nach ihrer Entlassung kommt sie in einem Flüchtlingslager in Schleswig-Holstein unter. Sie erfährt vom Tod ihrer Mutter und beschließt zu ihrer Freundin Herta zu fahren, deren Adresse sie bei einem Ostpreußentreffen ausfindig machen konnte. Lotti verbringt eine glückliche Zeit in Halle an der Saale und lernt in einem Tanzlokal Fritz kennen. Sie verstehen sich auf Anhieb und werden ein Liebespaar. Die beiden wohnen noch einige Zeit gemeinsam in Fritz' Wohnung, ehe sie nach Ost-Berlin ziehen, damit Fritz dort ein Jobangebot annehmen kann. Schnell erfahren sie was es heißt, in der gerade gegründeten DDR ein Flüchtling zu sein. Tabus und Achtsamkeit regieren ihren Alltag. Zu ihrer Freundin Herta hält Lotti einen engen Briefkontakt. Über Umwege erfährt sie, dass ihr Vater noch am Leben ist und besucht ihn in West-Berlin. Sie lernen sich neu kennen, verbringen viel Zeit miteinander und zu Lottis und Fritz' Hochzeit hat sie einen Vater an ihrer Seite. Eines Tages diagnostizieren die Ärzte bei Lottis Vater eine unheilbare Krankheit; geben ihm nur noch wenige Monate. Die Grenzüberquerung von Ost- nach West-Berlin wird zunehmend schwieriger; Besuche sind nur noch begrenzt möglich. Durch einen Brief von Lottis Tante erfahren die beiden vom Tod

des Vaters. Einige Monate später kommt Lottis und Fritz' gemeinsame Tochter Johanna zur Welt. Aufgrund einer schweren Erkrankung wird sie bereits kurz nach der Geburt in eine West-Berliner Klinik gebracht. Bis zum Tag der Grenzschließung, ist es den beiden möglich, ihre Tochter jeden Tag zu besuchen. Danach verweigert man ihnen jegliche Möglichkeit, ihre Tochter zu sehen. Nach mehreren unbewilligten Ausreisearträgen, planen die beiden die Republikflucht. Durch die Bespitzelung ihrer Wohnung fliegt ihr Vorhaben auf und sie landen getrennt voneinander im Stasi-Gefängnis Berlin-Hohenschönhausen. Monatelang isoliert und stundenlang verhört kommen sie erst frei, als ihr Anwalt die erhobene Kautions bezahlt. Drei Jahre, nachdem das Paar seine Tochter das letzte Mal sah, wird sie aus der West-Berliner Klinik in den Osten entlassen. Johanna erkennt ihre Eltern kaum wieder. Sie müssen sich neu kennenlernen; aneinander gewöhnen. Erneut stellt das Paar Ausreisearträge, steht unter ständiger Beobachtung der Staatssicherheit. Ihrer Tochter geht es zunehmend schlechter; die Ärzte diagnostizieren einen Gehirntumor. Die Operation überlebt Johanna nicht – Fritz und Lotti verlieren ihr Kind endgültig. Erst mit der Wende schaffen es die beiden, die Vergangenheit hinter sich zu lassen.

Erzählstrang 3:

Lotti, geboren und aufgewachsen im ostpreußischen Königsberg, verbringt bis zum Zeitpunkt der Bombenangriffe gegen Kriegsende eine behütete Kindheit im Kreise ihrer Familie. Ohne den Vater müssen Mutter und Tochter überstürzt zur Flucht nach Berlin aufbrechen. Innerhalb ihrer langen Reise trotzen sie Angst und Kälte; müssen die grausamen Schicksale ihrer Mitreisenden beobachten. In Berlin angekommen, nimmt die Schwester des Vaters sie widerwillig auf. Unwillkommen; als Rucksack-Deutsche verachtet. Für Lottis Mutter gestaltet es sich schwer, eine Arbeit zu finden. Sie hat Angst um die Sicherheit ihrer Tochter und davor, nicht ausreichend für sie sorgen zu können. Mit dem Versprechen Lotti so bald es ihr möglich sei abzuholen, schickt sie ihre Tochter auf einen Hof auf dem Land. Dort angekommen, lernt Lotti die griesgrämige Bäuerin kennen, die sie fortan terrorisiert und mit Arbeit überhäuft. Mit ihrem Sohn Fritz versteht sie sich hingegen auf Anhieb; sie werden ein Liebespaar. Die beiden treffen sich heimlich, hätte ihnen die Bäuerin doch andernfalls den Kontakt untersagt. Jahrelang schaffen sie es, ihre Beziehung geheim zu halten. Als ihre Liebesbeziehung auffliegt, eskaliert die Situation. Fritz fasst

den Entschluss, mit Lotti fortzugehen. Gemeinsam reisen die beiden nach Berlin, um dort bei Lottis Familie unterzukommen. Das Haus noch nicht fertiggestellt, leben sie zu fünft in einer Zwei-Zimmer-Wohnung. Als die schon länger diagnostizierte Krankheit den Vater besiegt, kommt es dennoch für alle überraschend. Fritz kümmert sich um den Abschluss des Hausbaus; sie beschränken sich auf das Nötigste. Mit der Hochzeit beginnt ein neuer Lebensabschnitt. Sie bekommen eine Tochter und bemühen sich um einen Hof auf dem Land. Ein kinderloser Bauer aus Hiddesen bietet Fritz auf der Suche nach einem Nachfolger an, seinen Hof zu bewirtschaften. Gemeinsam mit Lottis Mutter bereiten sie ihren Umzug vor und leben sich rasch in der neuen Heimat ein. Als der Bauer älter wird, vermachte er den Hof der jungen Familie.

Bildwelt

Die Bildwelt vermittelt dem Leser Einblicke in den Zeitgeist der unterschiedlichen Jahrzehnte und besteht als zeitliche Achse, die parallel zu den erzählten Geschichten verläuft. Da in der Textebene größtenteils auf die Nennung konkreter Jahreszahlen verzichtet wird, ist es dem Leser möglich, sich über die Anmutung der Bilder zeitlich zu orientieren. Ziel ist es, die Zeit für den Leser zugänglich zu machen. Dies wird vor allem durch die technischen Verbesserungen und Weiterentwicklungen begünstigt, die die Fotografie im letzten Jahrhundert erfuhr. Die Bilder stehen für einen zeitlichen Verlauf, der durch die Anmutung, die Unterschiede in der technischen Ausführung der Bilder sowie wie die Motive an sich – insbesondere durch die Mode – deutlich wird. Ergänzend werden dem Leser an ausgewählten Stellen Jahreszahlen als Bildunterschriften präsentiert, die der Orientierung dienen.

Recherche, Auswahl und Zusammenstellung

Die Bilder stammen aus privaten Beständen und sind im Sinne der suggerierten Authentizität bewusst nach ihrer Anmutung als »Schnappschüsse« ausgewählt und zusammengestellt. Es handelt

sich nur zum Teil um die privaten Fotografien der Protagonistin. Die Bilder zeigen mögliche »Gesichter« und wechselnde Persönlichkeiten hinter den Geschichten auf und dienen somit einer Personifizierung der Erzählung. Durch die Einordnung der Motive in die jeweiligen Kontexte der Geschichte steht es dem Leser frei, die Verbindung zwischen Bild und Text zu interpretieren. Es könnte einen Zusammenhang geben, es muss jedoch keiner vorhanden sein.

Die Bilder sollen dem Betrachter Raum für eigene Geschichten und Interpretationen geben sowie eine freie Auseinandersetzung mit der Thematik anregen. Sie sind nicht nur die Erinnerungen der abgebildeten Personen, sondern gleichzeitig eine Anregung der eigenen Erinnerung und Fantasie. Sich erinnern bedeutet, dass man

sich zu einem bestimmten Zeitpunkt ein bestimmtes Bild von etwas gemacht hat. »Der Begriff Erinnerung ist eine allgemeine Bezeichnung für ein bewusstes Ins-Gedächtnis-Rufen bestimmter Erfahrungen beziehungsweise Teilerfahrungen zu einem gegebenen Zeitpunkt und somit ein spezieller Aspekt des Gedächtnisses.« (Darmstädter Tage der Fotografie, Ausstellungskatalog, 2010, S.37)

Je länger man ein Bild betrachtet, desto mehr tauchen aus dem Hintergrund andere, und

hinter diesen wieder andere Geschichten auf. Liebe und Freundschaft, Langeweile und Spannung, Enttäuschung und Trauer. Es gibt unendlich viele Möglichkeiten, die Abbildungen zu deuten.

Die abgebildeten Personen altern mit und finden sich von Zeit zu Zeit in dem Verlauf der Bilder wieder. Analog zur Geschichte werden vor allem weibliche Personen abgebildet. Durch die Vielzahl der Dargestellten wird abermals die Austauschbarkeit betont, die der Erzählung zugrunde liegt: Die Schicksale Einzelner werden zu Möglichkeiten einer neuen Geschichte. Jedes Bild für sich wird fiktiv kontextualisiert und erlangt durch die Verknüpfung des Lesers von Text und Bild eine neue, eigene Realität.

»Ein Erzähleffekt, [...] einer Fiktion ist. [...] Diese Wirkung der Nahe der Handlung, die sie gerade dieser Effekt, der den Leser in die Fiktion nimmt, über Verrücktheit über die Geschichte und den Roman – das genau ist das, was es zu erforschen g

der die Wirkung
narration auf die
ade schildert –
Weg über die
Wahr und Falsch,
nd über den
t das Rätsel,
gilt.«

Jean-Pierre Faye

Inszenierung / Gestaltungskonzept

Erzählebenen und übergreifende Gestaltungsparameter

Die Inszenierung der stilistischen Mittel gliedert sich in zwei Erzählebenen: Die Textebene beinhaltet den Lebensweg der Protagonistin – typografisch inszeniert und in den verschiedenen Handlungssträngen wiedergegeben. Diese Ebene kennzeichnet sich insbesondere durch den rhythmischen Fluss der Erzählungen, die sich in einzelne Episoden unterteilen. In ihrer horizontalen Ausrichtung verlaufen die einzelnen Geschichten parallel zueinander und visualisieren somit bereits in ihrer Anordnung eine zum Teil inhaltliche, vor allem jedoch zeitliche Analogie.

Die zweite Erzählebene gestaltet sich auf der Rückseite des Leporellos und wird maßgeblich durch den Einsatz der Bilder bestimmt, die dem Leser einen Eindruck des zeitlichen Verlaufs vermitteln sollen (vgl. Ausführungen im Kapitel »Bildwelt«, S. 30). Wie schon in der Textebene wird die Inszenierung der Bilder ebenfalls durch den Rhythmus als zentrales Gestaltungsmotiv auf der einen Seite sowie das Fortlaufen der zeitlichen Achse auf der anderen Seite bestimmt.

Die weiteren Gestaltungsparameter werden nun im Einzelnen detailliert vorgestellt.

Leporello und Format

Die Inszenierung beider Erzählebenen in Form eines Faltbuches, auch Leporello genannt, bietet sich aufgrund der horizontalen Ausrichtung an. Der ursprünglich in Japan verbreitete Einsatz des Leporellos als Buchformat eignet sich besonders aufgrund der vielfältigen »Methoden« der Handhabung. So ist es dem Leser einerseits möglich, im entfalteten Zustand des Buches die Gestaltung als Ganzes zu betrachten, sowie andererseits das Buch zu durchblättern und Seiten auseinander zu ziehen. Es steht dem Leser frei, sich für einen Blickwinkel zu entscheiden. Wie in den verschiedenen Handlungssträngen der Geschichte ergeben sich auch im Umgang mit dem Buchobjekt mehrere Varianten. Insbesondere die Inszenierung der zweiten Erzählebene, der Bildwelt, leitet sich aus den vielfältigen Einsatzmöglichkeiten des Leporellos ab. Es entstand die Idee, die Fotografien auf der Rückseite zu platzieren, sodass der Leser die Seiten gegen das Licht halten muss, um das Layout durch das Erscheinen der Bilder zu vervollständigen. Dabei ist es dem Leser abermals freigestellt, sich auf die typografisch gestaltete Textebene zu konzentrieren oder die Bildebene beim Hochhalten des Buches zu berücksichtigen. Theoretisch ist beim

Drehen des Buches ebenfalls die reduzierte Darstellung der Bildebene möglich, wenngleich dies nicht im ursprünglichen Sinne vorgesehen ist (weitere Ausführungen im Kapitel »Inszenierung der Bildwelt«, S. 49).

Die Einzelseiten des Leporellos sind auf ein Format von 145 mm x 210 mm angelegt. Im entfalteten Zustand ergibt sich eine Gesamtlänge von 6,9 Metern des ersten Buches beziehungsweise 6,1 Metern des zweiten Buches. Eine Trennung der Geschichte in zwei Bände lässt sich inhaltlich durch die Schwerpunkte Kriegs- und Nachkriegszeit im ersten Band sowie das Wirtschaftswunder der 50er Jahre im zweiten Band begründen. Darüber hinaus gestaltete sich die Produktion – insbesondere die Verarbeitung – und Handhabung eines einzelnen Bandes mit einer Gesamtlänge von nahezu 13 Metern zunehmend schwierig.

Die Wahl des Formates macht einen weiteren entscheidenden Faktor in Bezug auf die Handhabung des Buches aus. Trotz der extremen Länge sollte der Leser die oben vorgestellten Möglichkeiten auch entsprechend nutzen können. Um dies zu ermöglichen, ergibt sich zum einen die Vorgabe einer handlichen Buchgröße. Zum anderen orientiert sich das Seitenformat an dem Verhältnis von Text und Bild zum Weißraum.

»Die Narration schafft

ft Verknüpfungen.«

Inszenierung der Textebene

Lineares Lesen und inszenierte Typografie

Typografische Regeln dienen im Bereich der Lesarten vor allem einer optimierten und lesefreundlichen Textgestaltung. Insbesondere bei der Gestaltung erzählender Prosa, die sich in der Regel einer linearen Leseart zuordnen lässt, nimmt sich die Inszenierung des Textes zurück. Es empfiehlt sich eine unaufdringliche, gut leserliche Schrift einzusetzen, die in ihrer Gesamtheit ausgewogen und zweckdienlich erscheint (vgl. Willberg; Forssmann, 2005, S. 15 f.).

Die inszenierende Typografie hingegen kennzeichnet sich durch den Umgang mit einem vorhandenen Text, der »in Maßen interpretiert oder sogar verfremdet wird, nicht aber dekorativ gegen die Sprache gerichtet ist« (Willberg; Forssmann, 2005, S. 59 f.). Das Spektrum der stilistischen Mittel reicht in der inszenierenden Typografie von »harmlosen« Gestaltungselementen bis hin zu »typografisch durchgestalteten, subjektiv interpretierenden Anwendungen« (Willberg; Forssmann, 2005, S. 59).

In dem Projekt »Retrospektive Fiktion« gilt es, diese zwei gegensätzlichen Ansätze miteinander zu verbinden. Die Anforderungen der linearen Leseart erscheinen insbesondere vor dem Hintergrund der Textform

relevant. Während die Interpretation des Themas auf der einen Seite als wesentlicher Bestandteil der Auseinandersetzung besteht, soll der Leser auf der anderen Seite zum Lesen der Texte motiviert werden. Ein lineares Lesen bietet sich an – der Leser »hangelt« sich an den Handlungssträngen entlang. Aus Beobachtungen mit Testpersonen ist abzuleiten, dass die Handlungsstränge simultan gelesen werden. Der Leser springt von einer Handlung in die parallel verlaufende Geschichte und »erarbeitet« sich in dieser Weise das Buch. Eine Unterbrechung des Leseflusses wird erschwert, da bei der Gestaltung auf Seitenzahlen und strukturierende Elemente wie ein Inhaltsverzeichnis verzichtet wurde. Der Leser sollte demnach eine große Motivation und Offenheit gegenüber experimenteller Typografie mit sich bringen.

Während die stilistischen Mittel der inszenierenden Typografie maßgeblich mit der Auseinandersetzung des Inhalts zusammenhängen, ist die Gestaltung eben auch durch das Herantasten der Grenze zum »unzumutbaren« Lesen geprägt. Es stellt sich die Frage, ab wann die Interpretation (zu sehr) im Vordergrund steht und den Leserhythmus behindert. In der folgenden Beschreibung der Stilmittel ergibt sich stets der Konflikt des bewussten Einhaltens und Brechens typografischer Grundsatzparameter.

Schriftwahl und -charakteristika

Die Wahl der verwendeten Schriften bestimmt das Erscheinungsbild eines Buches in erheblichem Maße. Im Sinne der linearen Leseart sollte möglichst eine Schrift gewählt werden, die ausgeglichen zu lesen ist und ausdrücklich als Fließtextschrift empfohlen wird. Die Nexus ist ein Schriftfont, der diesen Anforderungen standhält, und darüber hinaus durch die Konzeption als Schriftfamilie ein großes Spektrum an Möglichkeiten bereithält.

Im Jahre 2004 von Martin Majoor als erste im FontShop erhältliche OpenType Schrift veröffentlicht, kennzeichnet sich die Nexus durch ihre anspruchsvolle und technisch saubere Konstruktion. Die Schriftfamilie beinhaltet neben der Serifen-Schrift eine Ausführung als Nexus Sans-Serif, Nexus Mix und Nexus Typewriter. In ihrer enormen Bandbreite an Kapitälchen, Ligaturen, Zierbuchstaben und unterschiedlichen Ziffer-Sätzen knüpft die Entwicklung der Nexus an die Philosophie Majoors vorheriger Schriften an: »two typefaces, one form principle« wird schlichtweg in »three typefaces, one form principle« geändert. Eine Schriftfamilie, deren Formprinzipien explizit zur Verwendung als Schrift-Mix entwickelt wurden und nicht zuletzt aus diesem Grund den Namen

»Nexus« trägt – Nexus ist der lateinische Ausdruck für »Zusammenhang, Verbindung, Verknüpfung« (vgl. FontShop, Stand 2010).

Basierend auf dem Erscheinungsbild traditioneller Antiqua-Schriften bedarf es keiner eigenen Klassifikationsgruppe (vgl. Kupferschmid, 2003, S. 35). Die Nexus Serif folgt einem dynamischen Formprinzip. Das kleine Auge des Minuskel »e« und seine horizontale Ausrichtung sowie der Strichkontrast mit ausgeprägten Serifen klassifiziert die Nexus Serif als eine Französische Renaissance Antiqua beziehungsweise nach der Klassifizierung Indra Kuperschmids als eine dynamische Antiqua. Im Vergleich zu ihrer venezianischen Schwester erscheint die Gruppe der Französischen Renaissance Antiqua ruhig, solide und gleichmäßig. In jahrhundertlanger Tradition etablierten sich diese überwiegend harmonischen Zeichensätze als Leseschriften (vgl. Willberg; Sauthoff; Wendt, 2007, S. 15).

Aufbauend auf den Schriften Seria und Scala – beide in den 90er Jahren von Martin Majoor veröffentlicht – folgt die Nexus einem aktuellen Trend, der sich im Laufe des 20. Jahrhunderts entwickelte (vgl. Willberg, 2005, S. 24): Mit verkürzten Ober- und Unterlängen entsteht ein kompakter Eindruck, der die Schrift in ihrem Einsatz prägt. Im Sinne Martin Majoors Ansatzes zur Entwicklung einer hochwertigen Schrift-

familie leitet sich die Nexus aus der Anwendung als Leseschrift ab. Durch ihren robusten Charakter und die relativ hohe x-Höhe empfiehlt sich als Lesegrad eine Schriftgröße zwischen 8 und 11 Punkt (vgl. Willberg; Forssmann, 2005, S. 17). Die kantigen Ausprägungen der Schrift verleihen ihr den individuellen Charakter.

Die Verwendung der Nexus in dem Buchprojekt »Retrospektive Fiktion« folgt den Prämissen des linearen Lesens, um den Leser zum tatsächlichen Lesen der Erzählstränge anzuregen. Im Prozess der Gestaltung wurden zunächst verschiedene Schriften getestet, doch zeichneten sich die Vorzüge der flexiblen Gestaltung durch das enorme Spektrum der Nexus schnell ab. Wenngleich die finale Gestaltung des Buches sehr reduziert mit nur zwei Schriftfonten arbeitet, war die Entscheidung zu dem Erscheinungsbild nicht durch fehlende Möglichkeiten in der Schriftgestaltung bestimmt. Vielmehr ordnet sie sich dem Konzept unter, die realen sowie fiktiven Erzählstränge formal nicht zu differenzieren. Während eine Unterscheidung beispielsweise durch den Mix der Serif und SansSerif Varianten zur Visualisierung der Erzählungen denkbar gewesen wäre, steht die Gleichstellung von Realität und Fiktion bei der Gestaltung im Mittelpunkt. So findet die Nexus Serif in den Erzählungen als Fließtextschrift in der

Größe 8,4 pt ihren Einsatz. Die Nexus Typewriter hingegen wird aufgrund der notizenhaften Anmutung einer Monospace Schrift zur Einleitung der Kapitel und Darstellung der Bildunterschriften in der Bildebene genutzt. Das Schriftbild unterteilt sich in eine Erzählebene sowie einer informierenden Ebene, die dem Leser sowohl inhaltlich als auch formal eine Orientierung bietet.

abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
 ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxy
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
 ff fi fl ffi ffl ct fj ft fs st 0123456789 0123456789

Nexus Serif

abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
 ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxy
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
 0123456789 0123456789

Nexus Typewriter TF

Auszeichnungen und typografische Interpretationen

Die Auszeichnungen der Erzählebene reduzieren sich auf passive Kennzeichnungen, die Eigennamen kursiv darstellen. Der Einsatz der Nexus Typewriter in der informierenden Ebene ist durch die Sperrung des Schriftschnittes von +200 Einheiten im Ausdruck intensiviert, indem der Charakter der Monospace Schrift weiter verstärkt wird.

Im Weiteren finden sich Textpassagen, die unterschiedlich typografisch gestaltet sind und eng mit der inhaltlichen Interpretation der Texte zusammenhängen. Den stilistischen Mittel der interpretierten Passagen sind im Sinne der inszenierten Typografie keine Grenzen gesetzt. Einige Mittel finden wiederholt Anwendung, andere werden an ausgewählten Stellen einmalig zum Einsatz gebracht. Das Spektrum der Gestaltung reicht beispielsweise von einer starken Sperrung einzelner Wörter zur Hervorhebung, bewusst inszenierter Löcher im Blocksatz, interpretierenden Platzierungen bis zum Spiel mit dem Grundlinienversatz und so weiter.

Raster

Die Verwendung des Wortes Raster trifft insofern nur bedingt zu, als dass sich die Gestaltung nicht an Strukturelementen pro Einzelseite, sondern an den horizontal parallel verlaufenden Erzählsträngen orientiert. Die typografische Anordnung der Textblöcke zieht sich über die gefalteten Seiten hinweg. Durch den Einsatz des Leporellos ergibt sich wie zuvor beschrieben die Möglichkeit, fortlaufend zu gestalten. In diesem Zusammenhang steht das fließende Element der Erzählung im Vordergrund der Inszenierung. Dennoch dienen die horizontalen Seitenränder dem Betrachter als Struktur. Die Textblöcke sind demnach an den durch die Falz markierten Rändern ausgerichtet. Wenngleich sich die typografische Gestaltung zum einen von einer herkömmlichen Seitenaufteilung emanzipiert, stehen die platzierten Elemente stets im definierten Verhältnis zur Seite. Die einzelnen Blöcke sind entweder vertikal aneinander ausgerichtet oder folgen einer bewussten Positionierung auf der zu gestaltenden Fläche. Das Verhältnis zum Weißraum trägt darüber hinaus zur visuellen Unterscheidung der verschiedene Erzählstränge bei. Der definierte Kopf- und Fußsteg beträgt in der Textebene 14,5 mm und in der Bildebene 9 mm.

Gestaltung der Textblöcke

Die Anordnung und Ausgestaltung der Textblöcke richtet sich nach einem definierten System: Es existieren verschiedene Breiten zwischen 54 und 144 mm, die zur Gestaltung eines Textblockes gewählt werden können. Die Blöcke stehen entweder als einzelne Passagen oder bei längeren Textabschnitten in mehreren Spalten, die durch angepasste Stege voneinander getrennt sind. Der Einsatz von Block- und Flattersatz wechselt je nach Inhalt; grundsätzlich unsicher endende beziehungsweise handlungsoffene Sinnabschnitte werden im Flattersatz dargestellt. Im Falle längerer Passagen in Spalten, zählt dies jedoch nur für die zuletzt aufgeführte Spalte. Ein fester Regelsatz in diesem Zusammenhang liegt der Arbeit nicht zugrunde. Je nach Breite eines Textblockes werden in einer Zeile zwischen 40 und 100 Zeichen angeführt. Die für einen hohen Lesekomfort empfohlene Zeichenanzahl beträgt 60 bis 80 Zeichen pro Zeile (vgl. Kupferschmid, 2003, S.67). In den Extremen fordert die Gestaltung den Leser in seiner Motivation – insbesondere im Satz mehrerer, aufeinander folgender Textspalten und den teils über mehrere Seiten verlaufenden, einzeliligen Abschnitten. Zur Steigerung der horizontalen Ausrichtung sowie typografischen

Verbindung einzelner Blöcke leiten ausgerückte Zeilen die einzelnen Sinnabschnitte ein beziehungsweise schließen sie diese ab.

Zeilenabstand

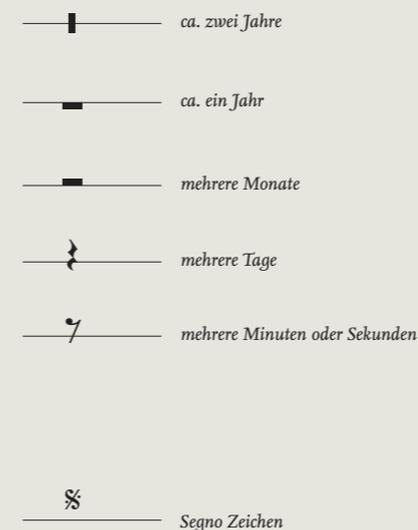
Die Verwendung unterschiedlicher Zeilenabstände leitet sich aus dem Inhalt ab und dient der Gestaltung als stilistisches Mittel zur Visualisierung der Dramaturgie. Ausgehend von dem als »normal« definierten – gut leserlichen – Zeilenabstand existiert der Kompresssatz zur Verdeutlichung besonders dramatischer Situationen. Der dreifache Zeilenabstand hingegen fungiert als grafische Metapher einer schönen, unbefangenen beziehungsweise sich bessernden Situation.

Musikalische Zeichen

Wie bereits im Kapitel »Erzählmodi« erwähnt, lassen sich die erzählten Zeiten der unterschiedlichen Handlungsstränge nur schwer aufeinander abstimmen. Um dem Leser dennoch einen ungefähren Eindruck des zeitlichen Verlaufes zu vermitteln, eine konkrete Nennung von Daten aber zu vermeiden, finden Pausenzeichen aus Notensätzen Übertragung in die Textebene. Die abstrakt begriffenen Zeichen füllen die »nicht-erzählten« Zeiten parallel verlaufender Erzählstränge auf. Die Notenzeichen sind nach einem zeitlich definierten System aufgeschlüsselt und auf die Erzählungen angepasst.

Lesern ohne musikalische Vorkenntnisse bleibt die Herleitung der Zeichen ohne einen zusätzlichen Hinweis verwehrt, doch lässt sich das System beim aufmerksamen Lesen dennoch als Andeutung der Zeit interpretieren. Dem informierten Leser eröffnet sich eine weitere Rhythmisierung der Erzählung, die sich durch den Einsatz musikalischer Zeichen am Anfang und Ende der Bücher fortsetzt.

Das Segno Zeichen am Ende des ersten Buches wird in der Musik ursprünglich als ein Zeichen geführt, dass den erneuten Einsatz eines Instrumentes an einer bestimmten Stelle markiert. Im übertragenen Sinne kennzeichnet es den Übergang vom ersten zum zweiten Buch.



Verbindungslinien

Die Verbindungslinien stellen ein weiteres zentrales Gestaltungselement der Textebene dar. Die einzelnen Textpassagen miteinander verbindend, ergibt sich ein formales Muster, das unterschiedliche Deutungsansätze zulässt. So ließe es sich einerseits als Metapher des (roten) Fadens verstehen, der sich durch die Geschichte zieht und an den entsprechenden Wendepunkten die Erzählstränge zusammen- und auseinanderführt. Es ergibt sich ein sinnbildliches Netz an Möglichkeiten, das die Geschichte ganz im Sinne Demandts »im Zickzack um die Mittellinie bewegt« (vgl. Kapitel »Alexander Demandt«, S.11).

Die eigentliche Inspiration zum Einsatz der Linien als Stilmittel ergab sich jedoch aus der Darstellung des Sprecher-Einsatzes in Schönbergs Partitur »Vom Überlebenden aus Warschau«. Im Gegensatz zu der bekannten Schreibweise von Notensätzen wird für den Sprecher lediglich eine einzelne Notenlinie aufgeführt. Es entstand die Idee, Verbindungslinien an den Schrifflinien der Abschnitte auszurichten und den »Einsatz« neuer Sinnabschnitte durch kurze horizontale Linien zu kennzeichnen. Innerhalb eines Textblockes wird das einleitende Wort mit dem Schlusswort verbunden. Neben dem funktionalen Nutzen, Orientierung für den Leser zu schaffen, erfährt die Gestaltung

durch die Anordnung der Linien eine weitere Steigerung des rhythmischen Erzählflusses. Die zuvor beschriebenen Pausenzeichen werden als einzelne Sinnabschnitte behandelt und ebenfalls mit kurzen horizontalen Linien auf der Schrifflinie ausgerichtet. Die Linien finden ihren Anfang und das Ende in den aus der Musik abstrahierten Anfangs- und Schlussmarken.

»Nicht nur zu jedem t
sondern auch zu jeder
gibt es eine Mehrzahl
und so verästeln sich
in der Potenz.«

tatsächlichen, dem gedachten Ereignis von Varianten, die Alternativen

Alexander Demandt

Inszenierung der Bildwelt

Durch verschiedene Erzählebenen innerhalb der Leporellos ist es dem Leser möglich, sich differenziert mit der typografisch inszenierten Geschichte oder Bildwelt auseinanderzusetzen. Die gespiegelte, auf der Rückseite platzierte Bildebene ergibt eine klare Trennung zu den Erzählsträngen. Erst gegen das Licht gehalten, erscheinen die Bilder auf der Textebene und fügen die Geschichte zu einem Ganzen zusammen. Als Visualisierung der verblassten Erinnerung scheinen sie farblich abgeschwächt durch das Papier hindurch. In Größe und Anordnung erinnern die eingesetzten Bilder an Seiten eines privaten Fotoalbums. Ihre Ausrichtung widerspricht bewusst einer numerisch genauen Anordnung, um den Eindruck eines Albums weiter zu verstärken. Falls Ränder der Fotografien vorhanden waren, wurden diese belassen und farblich bearbeitet. Bildern ohne Rahmen wurde eine weiße Kontur hinzugefügt. Durch den Einsatz eines farbigen Fonds (vgl. Kapitel »Druckspezifische Parameter«, S. 50) werden die weißen Rahmen ausgespart und erscheinen dem Leser als eine Art Passepartout der Fotografien. Während dem Leser eine klare Trennung von Text- und Bildebene präsentiert wird, stehen die Ebenen nicht gleichberechtigt nebeneinander. Es herrscht die Hierarchie der primären Textebene – in »normaler« Handhabung des

Buches nicht durch die Bildwelt auf der Rückseite durchbrochen. Die Bildwelt erscheint inhaltlich als wichtige Ergänzung, doch ordnet sie sich der Textebene klar unter. Es ist zwar durchaus möglich, sich durch das Drehen des Buches auf die Bildwelt ohne Durchscheineffekt zu konzentrieren, doch ist dies nicht im Sinne des ursprünglichen Konzeptes sinntragend. Die gespiegelten Bildunterschriften in Form von Jahreszahlen weisen den Leser auf diesen Umstand hin.

Weitere Gestaltungsparameter

Faltentechnik

Ein weiteres Gestaltungsparameter stellen die gefalteten Einkerbungen dar, die dem Buch an ausgewählten Stellen hinzugefügt wurden. Sie fungieren als Spitzmarken besonders einschneidender Ereignisse. Nach einem definierten System finden sich auch hier verschiedene Abstufungen der Dramaturgie. Die Kerben reichen ausgehend vom Fuß- oder Kopfsteg bis in die jeweiligen Textabschnitte. Sie spalten die Texte auf, durchbrechen sie und stellen eine erhebliche Störung des Layouts dar. Die Kerbe als eine Narbe oder Sorgenfalte. Anhand dreier in der Breite unterschiedlich gestalteter Faltechniken erhält der Betrachter bereits vor dem Lesen des Inhalts einen Hinweis auf die Tragik der Abschnitte sowie besonders prägende Wendepunkte.

Covergestaltung

Im Sinne einer Wiederverwertung bereits erzählter Geschichten und als Hinweis auf das Spiel mit neu konstruierten Realitäten werden für die Covergestaltung alte Leineneinbände genutzt. Der blindgeprägte Schriftzug in Schriftgröße 60pt teilt sich dabei auf die Titel der beiden Bände auf. Der Leser erfährt trotz begrenzter Mittel der Markierung die

Unterteilung der Geschichte in zwei zusammenhängende Leporellos. Erst das Zusammenführen der Titel komplettiert die Prägung des Schriftzuges. Ein erster Hinweis auf die Komplexität des Inhalts, der – vergleichbar mit dem Zusammenlegen des Titels – erst durch die Aktivität des Lesers vollständig erscheint.

Druckspezifische Parameter

Die Produktion der Leporellos in einer Gesamtlänge von sechs beziehungsweise sieben Metern gestaltete sich aufgrund des notwendigen 4/4-farbigen digitalen Rollendrucks, möglichst mit Falz der Seiten in Laufrichtung, als äußerst schwierig. Die Wahl der in Frage kommenden Papiersorten beschränkte sich darüber hinaus erheblich, sodass letztendlich der Kompromiss eines farbigen Fonds eingegangen wurde. Zur Simulation eines älteren Papiers, das adäquat zum Inhalt erscheint, ist dem hochweiß satinierten Naturpapier eine graue Farbfläche hinzugefügt. Die Grammatur des Papiers beträgt 90 g/qm, um das Durchscheinen der Bildwelt auf der Rückseite der Leporellos zu ermöglichen.

»Unser Interesse an d
beruht darauf, dass al
wie unsere Geschichte
Die gegenwärtige Wir
Folge früherer Wirklic

der Geschichte
 le Geschichte irgend-
 e ist.
 rklichkeit ist eine
 chkeiten.«

Alexander Demandt

Präsentationsform / begleitende Medien

Die Präsentation im Ausstellungsraum gliedert sich in zwei wesentliche Installationen. Zum einen werden die beiden Leporellos in nahezu ausgefaltetem Zustand mit Nylonfäden an der Raumdecke befestigt. Diese Hängung ermöglicht dem Besucher einerseits, die Geschichte zu begehen und von verschiedenen Perspektiven zu betrachten. Wie der Leser des Buches, muss sich der Besucher an der Geschichte »entlanghangeln«. Zudem werden die Bücher in unmittelbarer Nähe einer Fensterfront präsentiert, sodass die Bildebene auf der Rückseite der Leporellos aufgrund des Umgebungslichtes durchscheint. Auf einem als Leuchttisch umfunktionierte Küchentisch wird dem Besucher zum anderen ein weiteres Buchpaar präsentiert, das ihm zum Blättern und Lesen zur Verfügung steht. Der bewusst kommunizierte Hinweis auf die Funktion der Bildwelt auf der Rückseite, ermöglicht durch die Inszenierung der Bücher auf dem Leuchttisch, erleichtert dem Besucher die Auseinandersetzung mit der Arbeit in der Ausstellungssituation. Neben den Leporellos existieren weitere Kommunikationsmedien wie beispielsweise Postkarten und Plakate, die das Projekt komplettieren. Neben den klassischen Postkarten gibt es weiter eine DIN-lange Karte, die einen verkleinerten Ausschnitt des Bu-

ches zeigt. Wie auf einer herausgetrennten Seite, finden sich auch hier die Bilder auf der Rückseite. Die Internetseite www.retrospektivefiktion.de stellt in zusammengefasster Form die Grundzüge des Konzeptes dar und zeigt die Leporellos als ein zum horizontalen Scrollen angelegtes Abbild. Die in ihrer kompletten Länge dargestellten Bücher sind mit einem Button versehen, der es dem Leser ermöglicht, die Bildwelt erscheinen und wieder verschwinden zu lassen – ebenso wie auf einem Leuchttisch.

»Es gibt stets bequeme und schwierigere, lockende und abschreckende Ziele. Allemaal eröffnet sich ein buntes Spiel von Möglichkeiten. Sie sind nicht immer in ihrer ganzen Vielfalt erkennbar, aber stets gegeben. Ihre Gesamtheit bildet den Spiel- und Ereignisspielraum.«

erige Wege,
e.
pektrum an
mer in ihrer
ets in der Mehrzahl
en Handlungs-

Fazit

Das Buchprojekt »Retrospektive Fiktion« beschreibt eine experimentelle Herangehensweise in der Auseinandersetzung mit der Fragestellung »Was wäre geschehen, wenn ...?«. Das Ergebnis beinhaltet weniger eine klare Botschaft, die sich an den Leser richtet, und besteht vielmehr in einer Beobachtung und Interpretation der Gestalterinnen. Im Mittelpunkt dieses Prozesses stehen dialektische Wortpaare, die das Spektrum der einflussnehmenden Parameter aufzeigen: Realität & Fiktion, Authentizität & Fantasie, Zukunft, Vergangenheit & Gegenwart, Zufall & Schicksal, Veranlagung & Sozialisation, aktives & passives Entscheiden.

»Wir benötigen dasselbe Regelwerk
Phantasie und Kritik, wie wir es
in der historischen Werkstatt bere
Andersartig ist nur der Stoff, mit d
und das Resultat, das wir erzielen.

rk von
 eits vorfinden.
 dem wir es zu tun haben,



Quellenverzeichnis

Inspirationsquellen der Texte und inhaltlichen Auseinandersetzung

Filme und Dokumentationen

- _ Fassbinder, Rainer (Regie); Fröhlich, Pea; Märthesheimer, Peter (Drehbuch):
 »Die Ehe der Maria Braun«. Spielfilm. Ca. 115 Minuten. Deutschland 1979.
- _ Fassbinder, Rainer (Regie und Drehbuch); Fröhlich, Pea; Märthesheimer, Peter (Drehbuch):
 »Lola«. Spielfilm. Ca. 110 Minuten. Deutschland 1981.
- _ Fassbinder, Rainer (Regie und Drehbuch); Fröhlich, Pea; Märthesheimer, Peter (Drehbuch):
 »Die Sehnsucht der Veronika Voss«. Spielfilm. Ca. 89 Minuten. Deutschland 1982.
- _ Henckel von Donnersmarck, Florian (Regie und Drehbuch): »Das Leben der Anderen«.
 Spielfilm. Ca. 137 Minuten. Deutschland 2006.
- _ Knopp, Guido: »History: Kalte Heimat – Vertriebene in Deutschland«. TV-Magazin.
 URL: <http://www.zdf.de/ZDFmediathek/kanaluebersicht/aktuellste/496#/beitrag/video/941720/Kalte-Heimat-Vertriebene-in-Deutschland> (Stand: Mai 2010).
- _ Knopp, Guido: »History: Anonyma – Die Frauen von Berlin«. TV-Magazin.
 URL: <http://www.zdf.de/ZDFmediathek/kanaluebersicht/aktuellste/496#/beitrag/video/1043040/Doku-Anonyma--die-Frauen-von-Berlin> (Stand: Mai 2010).
- _ Knopp, Guido: »History: Verschwunden in Stalins Reich«. TV-Magazin.
 URL: <http://www.zdf.de/ZDFmediathek/kanaluebersicht/aktuellste/496#/beitrag/video/1043592/Verschwunden-in-Stalins-Reich> (Stand: Mai 2010).

- _ Knopp, Guido: »History: Der Todesstreifen«. TV-Magazin.
URL: <http://www.zdf.de/ZDFmediathek/beitrag/video/941720/Kalte-Heimat-Vertriebene-in-Deutschland-/beitrag/video/880860/Der-Todesstreifen:-Anatomie-einer-Grenze> (Stand: Mai 2010).
- _ Mona Lisa: »Die Mauer durchs Herz«. TV-Magazin.
URL: <http://www.zdf.de/ZDFmediathek/beitrag/video/941720/Kalte-Heimat-Vertriebene-in-Deutschland#/beitrag/video/883132/Die-Mauer-durchs-Herz> (Stand: Mai 2010).
- _ Nolan, Christopher (Regie und Drehbuch): »Memento«. Spielfilm. Ca. 109 Minuten. USA 2000.
- _ PolarFilm, DokuVision: »Sturm über Ostpreußen. Dokumentation der Tragödie von Juni 1944 bis Mai 1945«. Dokumentarfilm. Ca. 206 Minuten +40 Minuten Bonusfilme. Deutschland 2005.
- _ Spiegel TV: »Der Fall der Mauer«. Dokumentarfilm. Ca. 65 Minuten. Deutschland 2007.
- _ Spiegel TV: »9. November 1989: Das Protokoll eines historischen Versehens«. Dokumentarfilm. Ca. 74 Minuten. Deutschland 2009.
- _ Spiegel TV: »Deutschland im Kalten Krieg: Vor 60 Jahren begann der Konflikt der Supermächte«. Dokumentarfilm. Ca. 57 Minuten. Deutschland 2008.
- _ Tykwer, Tom (Regie und Drehbuch): »Lola rennt«. Spielfilm. Ca. 81 Minuten. Deutschland 1998.

Bücher und Zeitschriften

- _ brand eins: »Wie weiter? Schwerpunkt Lebensplanung«. Wirtschaftsmagazin.
Heft 04 April 2010. Hamburg 2010.
- _ Bundeszentrale für politische Bildung: »Zwangsumsiedlung, Flucht und Vertreibung 1939 - 1959«. Erschienen in der Reihe: »Atlas zur Geschichte Ostmitteleuropas«. Band 1015. Bonn 2010.
- _ Fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung: »Zukunft. Wie es kommt und wie es kommen kann«. Gesellschaftsmagazin. Ausgabe 34, Frühling 2010. Bonn 2010.
- _ Frey, James: »Strahlend schöner Morgen«. Roman. Deutsche Ausgabe. Berlin 2009.
- _ FROH! Magazin: »Wenden«. Gesellschaftsmagazin. Ausgabe Nr. 1 2010. Köln 2010.
- _ Hertle, Hans-Hermann: »Die Berliner Mauer. Monument des kalten Krieges«. Erschienen in der Reihe: »Zeitbilder«. 3. korrigierte Auflage. Bonn 2009.

Inspirationsquellen der Gestaltung

- _ Carson, David; Blackwell, Lewis; Byrne, David: »The end of print«.
München: Bangert Verlag, 1995.
- _ Carson, David; Blackwell, Lewis: »2nd sight: the end of print«.
München: Bangert Verlag, 1997.
- _ Friedl, Friedrich; Ott, Nicolaus; Stein, Bernard: »wann wer wie«.
Köln: Könemann Verlagsgesellschaft, 1998.
- _ Hübner, M.; Klanten, R. (Hg.): »Fully Booked: Cover Art and Design for Books«.
Berlin: Die Gestalten Verlag, 2008.
- _ Klanten, Robert; Ehmman, Sven; Mollard, Adeline (Hg.): »Regular Graphic Design Today«.
Berlin: Die Gestalten Verlag, 2009.
- _ Stephenson, Keith; Hampshire, Marc: »Choosing and Using Paper for Great Graphic Design«.
Hove (England): RotoVision, 2007.
- _ Willberg, Hans Peter; Forssmann, Friedrich: »Lesetypografie«.
Mainz: Hermann Schmidt Verlag, 2007.
- _ Buch: Durchscheintechnik – Semesterapparat Fütterer

Quellenangaben der Dokumentation

Bücher und Zeitschriften

- _ Darmstädter Tage der Fotografie: »Jetzt – Die erzählte Zeit«. Ausstellungskatalog.
Darmstadt, 2010.
- _ Demandt, Alexander: »Ungeschehene Geschichte«. 2. verbesserte Auflage.
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1986.
- _ Faye, Jean-Pierre: »Theorie der Erzählung«.
Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1977.
- _ Forssmann, Friedrich; de Jong, Ralph: »Detailtypografie«. 4. Auflage.
Mainz: Hermann Schmidt Verlag, 2008.
- _ Kupferschmid, Indra: »Buchstaben kommen selten allein. Ein typografisches Handbuch«.
Zürich: Verlag Niggli, 2003.
- _ Willberg, Hans Peter; Forssmann, Friedrich: »Lesetypografie«.
Mainz: Hermann Schmidt Verlag, 2005.
- _ Willberg, Hans Peter: »Wegweiser Schrift. Erste Hilfe für den Umgang mit Schriften.
Was passt – was wirkt – was stört«. 3. korrigierte und überarbeitete Auflage.
Mainz: Hermann Schmidt Verlag, 2008.
- _ Willberg, Hans Peter; Sauthoff, Daniel; Wendt, Gilmar: »Schriften erkennen.
Eine Typologie der Satzschriften«. 11. Auflage.
Mainz: Hermann Schmidt Verlag, 2007.
- _ ZEIT Magazin: »Leben«. Ausgabe 26.
Hamburg: Zeitverlag, 2008.

Internetquellen

_ Anonymus a: »Jean-Pierre Faye«.

URL: <http://temporati.de/Jean-PierreFaye.html> (Stand: Juni 2010).

_ Anonymus b: »Ungeschehene Geschichte«.

URL: http://www.welt.de/welt_print/article1337685/Ungeschehene_Geschichte.html (Stand: Juni 2010).

_ FontShop: »Types & Characters. Martin Majoor«. PDF-Broschüre.

URL: www.fontshop.com (Stand: Juni 2010).

_ Majoor, Martin: »My type design philosophy«.

URL: http://www.martinmajoor.com/6_my_philosophy.html (Stand: Juni 2010).

_ Valby, Monica: »Sophie Calle. Ihr Leben: ihr Werk«.

URL: http://www.diplomatie.gouv.fr/de/frankreich_3/label-france_746/label-france_747/label-france-nr.68_1874/kultur_1875/fotografie_1885/sophie-calle.-ihr-leben-ihr-werk_4069.html (Stand: Juni 2010).

Interview-Mitschriften

Interview mit Renate G. am 25. April 2010 in Hiddesen

Erster Teil des Interviews (Gedächtnisprotokoll)

_ 78 Jahre, * 1932 in Königsberg, Ostpreußen, geboren, Einzelkind

_ Familie: typisch preußisch, insbesondere Vater: Ostpreußen

_ Mietshaus, 1-Familienhaus, einfach, aber emotionale Bindung an das Haus

1. Flucht aus Ostpreußen

_ Schlimmstes Erlebnis in Kindheit: Flucht aus Ostpreußen (Verlassen des gewohnten Umfeldes, der Freunde, Zurücklassen des Bekannten)

_ 1945: Flucht, mit 12 ½ Jahren

_ »Keiner wollte weg, keiner hat die Flucht ernst genommen.«

_ Der Vater musste in Königsberg bleiben, wurde mit (Anm.: ca. Ende 40) noch zum Militär eingezogen

_ Flucht alleine mit der Mutter – Wehrmachtsskolonne: die letzten kontrollierten Abzüge / Wagen, die ausfahren. Die allerletzten Wagen wurden schon von den Russen überfallen. Ihr Wagen hätte auch dazu gehört, wenn sich nicht der Fahrer zufällig verfahren hätte.

_ Die Wagen führen in den Westen mit dem Ziel Kösslin in Pommern

_ »Die ganzen Trucks, das war sehr erschreckend.«

_ Die Flucht im Winter: -25 °C

_ 3 Tage bis nach Kösslin unterwegs

_ In Kösslin alleine mit der Mutter am Bahnhof gesessen. Mutter: »Mal gucken, wer uns jetzt aufnimmt.«

_ Ziel: Berlin (westlichste Verwandte)

_ Unterkunft bei Anhängern des Nationalsozialismus: »Die Familie glaubte noch an den Endsieg. Wir hofften dagegen, dass es bald einfach vorbei ist.«

_ Weiterreise nach Berlin: weitere 3 Tage mit dem Zug. Genügend Proviant vorhanden. Winziges Abteil mit vielen Leuten.

_ »Rucksack voller Essen.«

_ Später häufig daran zurück gedacht

_ »Ich dachte auch in späteren Zeiten immer, dass ich mich schwer von Dingen trennen kann (Mensch, Orte, Häuser)«.

_ Evtl. auf Flucht zurückzuführen, immer noch nicht überwunden. »Ich habe die Flucht nie verkraftet«

2. Ankunft in Berlin

- _ Empfang bei der Tante sehr schlecht/enttäuschend. Die Tante war enttäuscht, dass die Schwestern und der Bruder (Anm.: der Vater von Frau Gottfried) nicht in Berlin ankamen beziehungsweise es nicht nach Berlin schafften. Die Tür wurde geöffnet und die Tante »hat so ein Gesicht gezogen« Tante: »Nur Ihr zwei?« »Wir haben uns als lästige Flüchtlinge gefühlt«
- _ Die Schwester der Berliner Tante hat den Weg nicht geschafft und starb in Königsberg an Krankheit. Die Cousine wurde von den Russen gefangen und mehrmals vergewaltigt.

3. Einmarsch der Russen in Berlin

- _ »Wir haben schon alles mögliche vergraben«
- _ »Das erste Bild, was ich von den Russen in Erinnerung habe, ist, wie sie in den Keller in den Keller kommen und auf die Uhr meiner Mutter zeigen.«
- _ Der Mutter wurde der Schmuck abgenommen. Die restlichen Habseligkeiten wurden vergraben.
- _ Die Mutter sucht sich Arbeit.
- _ Eine Arbeit hat die Mutter abgesagt, aus Angst, die Tochter alleine zu lassen. Tochter hatte Angst davor, alleine zu sein »Du wirst mich doch nicht bei Tante Lisbeth lassen«
- _ Mutter findet in Pension eine Arbeit, schlecht bezahlt und lange Arbeitszeiten. Im Nachhinein kommt heraus, dass die Mutter den Job vor allem bekommen hat, weil sie mit ihrer »merkwürdigen«/»seltsamen« Tochter Mitleid erweckte (aufgrund der Schüchternheit / Unsicherheit)
- _ Mutter und Tochter wohnen zusammen in einem Zimmer, in der Pension
- _ Wissen nichts über den Vater, es ist unklar, was mit ihm geschehen ist.

4. Vater kehrt aus Kriegsgefangenschaft zurück

- _ Nach 1 ½ Jahren russischer Kriegsgefangenschaft kehrt der Vater zurück nach Berlin
- _ Wohnen zu dritt im Pensionszimmer
- _ Tante weigerte sich, ihn aufzunehmen (zu dreckig und verwahrlost)
- _ »Mutter und Vater haben sich fast nicht erkannt, so abgemagert waren sie«
- _ 1947/1948: Oma kommt aus Schlesien nach Berlin (Familie mütterlicherseits und väterlicherseits ist vertrieben worden)
- _ 1948: Berliner Luftbrücke: Unterleibsoperation + Tuberkulose, aufgrund der Krankheit nicht viel von der Luftbrücke mitbekommen, außer, dass es kaum frische Lebensmittel gab – z. B. gab es nur Trockenmilch – hat sich nach »etwas Frischem« gesehnt.

Zweiter Teil des Interviews / Tonbandaufnahmen (Mitschrift)

Sie waren an der Stelle, als Ihr Vater nach Berlin zurück gekommen ist.

Wir haben dann zu dritt in einem Zimmer gewohnt. Meine Mutter und mein Vater haben sich fast nicht erkannt, weil sie so entsetzlich elend waren beide. Und meine Mutter ist dann putzen gegangen und mein Vater, der war an sich Baumeister – das ist so ein Ingenieurs-Titel – hat aber auch Maurer gelernt und ist dann auf den Bau gegangen. Mein Vater hat als Facharbeiter eine DM die Stunde verdient. Das kann man sich heute nicht mehr vorstellen. Ich bin ja zur Schule gegangen, auf das Gymnasium. Weil ich alles mögliche andere gemacht habe und wenig gelernt habe für die Schule, wollte ich unbedingt abgehen. Das habe ich dann auch gemacht. Mein Vater wollte das nicht. Aber ich habe es hinterher auch eigentlich bereut. Das waren so die Zeiten.

Ist das auch so ein Wendepunkt gewesen in Ihrem Leben?

Ja.

War das schon die erste eigene Entscheidung?

Ja, das stimmt, das war eine eigene Entscheidung. Weil ich denke, wenn ich das Abitur gemacht hätte, hätte ich einen anderen Lebensweg gewählt ... hinterher. Dann wäre sicherlich doch ein Studium oder so etwas in Frage gekommen. Und ich bin ja zur Höheren Handelsschule gegangen. Und das war eigentlich auch so. Da gab es in Berlin ein Haus, das hieß »Letter-Haus«, das hatte alle möglichen Sparten und ich war eigentlich gar nicht so sicher, was ich wollte, aber es war sowieso so, dass die Höhere Handelsschule das einzige war, wo man einen Platz gekriegt hat. Mir hat das auch durchaus gelegen. Dann bin ich da zwei Jahre hingegangen, mit einer Freundin, die mit mir zusammen abgegangen ist. Dann haben wir – das war dann 1950 – unser Examen gemacht und dann eine Stellung gesucht. Ich habe dann eine Stelle beim Steuerberater gefunden (lacht). Aber ich kann trotzdem nicht viel. Buchführung kann ich schon, aber weiter sind wir nicht gekommen.

Wir waren ja auch zu zweit – da war auch eine Klassenkameradin aus der Höheren Handelsschule, die hatten uns beide genommen – und da habe ich als Anfangsgehalt – wir waren ja fertig – 100 DM im Monat verdient. Und von diesen 100 DM habe ich 10 DM für die AOK bezahlt, oder wie es damals hieß, weiß ich nicht mehr, und 10 DM für die Fahrkarte, um in den Bahnhof zu kommen. Also hatte ich dann noch 80 DM. Ich weiß genau, dass ich mir als erstes ein Kleid gekauft habe, für genau 80 DM (lacht). Die Kleider waren damals teuer, viel teurer als heute, im Verhältnis zu dem, was man verdient hat. Und dann habe ich mir 10 DM von meinem Vater geliehen, um über die Runden zu kommen.

Haben Sie das Kleid aufbewahrt?

(Lacht) nein.

Haben Sie daran geangegangen?

Also, das ist total verrückt, wenn man sich mit 19 ein schwarzes Kleid kauft und mit weißem Kragen, das weiß ich noch ... ich fand es natürlich todschick. Mit langen Ärmeln ... Und nach einem Jahr, konnte der [der Arbeitgeber] selbst dieses bescheidene Gehalt nicht mehr bezahlen. Das lag daran, dass er zwei Frauen hatte. Haben ja heute viele Leute, aber damals war das schon noch sehr aufwendig. Er hatte eine Frau mit einem Kind und einen Sohn – also ein Kind und eine Freundin mit einem Sohn. Und dann bin ich da weggegangen. Und dann war ich glaube ich eine kurze Zeit arbeitslos und dann bin ich in einem Weingroßhandel untergekommen. Das war eigentlich eine sehr, sehr schöne Sache. Da habe ich gerne gearbeitet. Da war ich dann ein bis eineinhalb Jahre, dann haben die diese Sparte, die ich bearbeitet habe, aufgegeben. Die hätten mich zwar behalten, aber das war nicht so interessant, was die mir geboten haben. Da bin ich dann also auch weggegangen.

Wie sind Sie denn auf den Weingroßhandel gekommen von dem Steuerberater-Job?

Ja, also ich habe eine kaufmännische Berufsausbildung und da ist es egal, ob man beim Steuerberater unterkommt oder woanders. Ich habe da im Einkauf gearbeitet, vom »Ettaler Klosterlikör«, ich habe die Abrechnung gemacht mit den Mönchen. Und da war ich eineinhalb Jahre. Und als ich da weg bin, bin ich zu einem Ingenieur-Büro gegangen. Das war an für sich eine sehr schöne Arbeit, weil ich da alleine war und alles machen konnte. Ich habe alles geschrieben und so, Telefon gemacht. Der hat Widerstandsdrähte verkauft.

Wie alt waren Sie da?

Da muss ich mal überlegen. 1950 habe ich angefangen zu arbeiten. Dann war ich ein Jahr beim Steuerberater, dann eineinhalb Jahre bei der Weingroßhandlung, also zweieinhalb Jahre später ... mit 19 Jahren angefangen [also 21 1/2 Jahre].

Und wie war das als Frau zu arbeiten – denn das wird ein weiterer Aspekt unserer Arbeit.

Also das war ganz normal. Das war eher die Generation meiner Mutter, die zuhause geblieben ist und darauf gewartet hat, dass einer sie heiratet. Bei mir war das schon total normal. Allerdings ist wenig studiert worden. Es gab auch nicht viele Studiumsplätze, glaube ich. Und alle wollten unbedingt Geld verdienen. Die Eltern hatten auch nichts.

Aber kam man als Frau gut in die Berufe rein oder hatte man schon Schwierigkeiten bei der Bewerbung?

In den Berufen nicht, in anderen sicher. In Führungspositionen und so weiter. gab es Frauen überhaupt nicht.

Waren Sie eigentlich in Ost- oder West-Berlin?

In West-Berlin. Na Gott sei Dank! Erst kamen die Russen und dann kamen die Amerikaner.

Dann haben Sie auch die Luftbrücke mitbekommen?

Alles. Zu der Zeit der Luftbrücke war ich schwer krank. Ich hatte mit 16 schon eine Unterleibsoperation, ich hatte eine Unterleibstuberkulose. Da haben sie mir einen Eierstock herausgenommen.

Und dann sechs Wochen später die Mandeln herausgenommen. Ich weiß genau, dass gerade in der Luftbrücken-Zeit, als die Bomber, die Flieger da ständig drüber wegflogen. Da gab es schlecht zu essen. Trockenmilch und alles nur Trockenfrüchte und mir ging es so schlecht und ich wollte gar nicht mehr.

Tja, wo war ich ...

Und bei dem Ingenieur habe ich schon gerne gearbeitet, kann ich nicht anders sagen. Das war schon eine interessante Arbeit, aber es war eigentlich ein bisschen traurig, weil ich da alleine gearbeitet habe. Er war fast immer weg und seine Frau war immer mit – das war in seiner Wohnung das Büro – da war ein großer Schäferhund, den ich mochte und er mich auch, aber des Schäferhundes wegen bin ich dann nach drei Jahren weggegangen.

... des Schäferhundes wegen?

(Lacht) ... ja, und zwar hatte sich herausgestellt, dass ich gegen Hundehaare allergisch war.

Aber auch wieder ein Ereignis, das einen Wendepunkt herbeigeführt hat.

Ja, das war also so, dass ich immer geniest habe und entzündete Augen hatte, später hatte ich dann auch noch Heuschnupfen, aber das wusste ich damals noch nicht. Ich weiß, dass meine Oma immer gesagt hat: »also in dem Büro, da ist irgendetwas, dass Dir nicht bekommt«. Da habe ich gesagt: »Also Oma, Du spinnst«. Die war inzwischen übrigens aus Schlesien gekommen. Das muss man noch dazu sagen. Die ist glaube ich 1947 oder 1948 aus Schlesien gekommen. Wir sind von beiden Seiten ja vertrieben. Von Mutters Seite und von Vaters Seite. Und die einen kamen aus Schlesien und die anderen aus Ostpreußen. Und die lebte dann auch bei uns und zwar hatten wir dann eine Zwei-Zimmer-Mansardenwohnung für vier erwachsene Personen. Wir waren glücklich, dass wir eine eigene Wohnung hatten.

Ja, jedenfalls mit dem Hund war das so, dass ich dem Haare ausgekämmt habe und mich hab testen lassen. Das hatte mein Vater in einer Illustrierten gelesen, dass es so etwas gibt. Und dann kam

das also wirklich raus. Und dann dachte ich, jetzt müsstest du eigentlich weg. Ich bin damals schon ganz gerne gereist. Ich habe eigentlich immer nur dafür gespart, dass ich verreisen konnte.

Und in der Zeit, dass muss ich natürlich noch sagen, als ich bei dem Ingenieur war, war ja mein Vater schwer krank. Er hatte ein Plasmozytom und eigentlich war er immer im Krankenhaus. Also, Du wusstest ja nicht, was er hatte. Da kam er mal raus, mal rein, man wusste es nicht.

Und dann ist er gestorben, als ich da war. Das war 1954. Und was ganz schlimm war, das habe ich zwei Mal erlebt in meinem Leben. Mein Vater hatte angefangen in Berlin ein Haus zu bauen, eine Doppelhaushälfte. Und wir wussten damals aber schon, dass er ein Plasmozytom hatte. Und wir wollten ihm das unbedingt ausreden, aber er wollte nicht. Damals hat man den Leuten so etwas nicht gesagt, was sie hatten. Ich finde es immer eigentlich noch besser. Heute weiß das ja jeder, auch durch die Therapien. Und, als mein Vater starb, war das Haus noch nicht fertig. Ich war 22 Jahre und wir sind erst im Dezember 1954 eingezogen, er ist im November 1954 gestorben, und da war alles nicht abgerechnet, nicht fertig. Und meine Mutter konnte gar nicht mal einen Scheck ausfüllen. Und ich saß also damals schon mit diesen ganzen Sachen da. Meine eine Tante war auch im Büro gewesen, die kannte sich schon ein bisschen aus und hat mir auch geholfen. Und ein Kollege meines Vaters.

Und das hat sich später, hier noch mal wiederholt. Da war ich vier Monate mit meinem Mann dabei, als er tödlich verunglückte. Da war auch nichts fertig. Naja, aber damals sind wir dann eingezogen und haben noch ein bisschen vermietet davon. Meine Oma, meine Mutter und ich. Und dann haben wir das an zwei Damen vermietet.

Und Sie mussten sich um Ihre Mutter und um das Haus kümmern?

Ich bekam damals Gott sei dank einen Job beim Anwalt – wie viel habe ich damals wohl verdient? Vielleicht 250 DM.

Im Dezember sind sie eingezogen? War das Haus schon gedämmt und so?

Wir sind im Dezember richtig eingezogen, also das ging schon. Und dann, jetzt darf ich den Faden nicht verlieren ... ich kam ja von der Reise darauf ... ich habe ja nie gerne in diesen Häusern gewohnt. Inzwischen geht das, ich bin ja inzwischen 32 Jahre alleine. Also, ungefähr nach 12 Jahren ist das ja erst gekommen [alleine wohnen zu müssen im 2. Haus]. Ich habe immer gesagt, mir werden die Häuser gebaut, und die, die sie bauen, die sterben.

Aber trotzdem sagen Sie, Sie können sich von Orten schlecht trennen.

Ja, auf jeden Fall. Gut, wenn ich jetzt noch mal wen gefunden hätte, der mitgezogen wäre, mit dem ich das gemeinsam gemacht hätte, dann wäre es etwas anderes gewesen. Bei einem Mann, den ich liebe, wäre es etwas anderes gewesen. Dann wäre ich auch ins Ausland gegangen, alles. Aber alleine nicht.

Als das mit dem ersten Haus passierte, war das auch der Grund, warum Sie damals in der Gegend geblieben sind? Auch um Ihrer Mutter zu helfen ...?

Damals gab es gar nicht so die Wahl. Und es war auch so, dass der Gedanke dort auszuziehen und alleine eine Wohnung zu haben – das hätte ich doch gar nicht geschafft alleine mit 22 Jahren und 250 DM im Monat.

Wann sind Sie denn dann ausgezogen oder dauert das noch?

Nein, da kommt erst noch ein bisschen. Dann hat mein Chef, der wusste, was ich durchgemacht hatte, wir hatten damals nur 12 Tage Jahresurlaub, der hat mir dann drei Wochen Urlaub gegeben. Dann bin ich zum Wörthersee gefahren. Da war ich sehr glücklich, das war auch nachher einer meiner Lieblingsorte. Vor allem, weil der See so schön warm ist zum Baden. Und am Wörthersee, das ist auch wieder so ein Wendepunkt, bin ich ins Café gegangen – im »Werzer« habe ich gesessen, das gibt es heute noch – im Garten, und habe mich zu einem Ehepaar gesetzt, weil alles voll war. Da sind wir ins Gespräch gekommen und die waren auch aus Berlin.

Und dann hat sich herausgestellt, dass dieser Mann Personalchef der Schering AG war. Der großen pharmazeutischen Firma in Berlin. Die jetzt mit Bayer zusammengegangen sind. Und da habe ich gesagt, ich wollte eigentlich auch schon immer mal in einer großen Firma gearbeitet haben, und da hat er mir seine Karte gegeben – so vornehme Beziehungen hatte ich noch nie – und bin dann also auch zu Schering gegangen. Das war die klinische Forschung, so hieß das, da war ich bei den Ärzten als Sekretärin. Und das war in vielerlei Hinsicht gut. Das war eine soziale Firma. Von der Arbeit fand ich es nicht so gut. Eine große Firma ist immer einseitig, und das war auch viel zu viel Fachchinesisch, so etwas mag ich ja gar nicht, aber es war sicher. Und die haben ganz gut bezahlt. Ich weiß, dass ich mit 250 DM angefangen habe und bin dann mit 1000 DM rausgegangen. Aber das war auch nicht die Welt. Die haben 14 Gehälter gezahlt. Es gab eine Kantine, also das war schon eine sichere Sache. Aber es war auch weit, ich habe in Zehlendorf gewohnt und in Berlin gearbeitet. Das sind so 20 km. Jeden Tag mit Bus und Bahn, drei Mal umsteigen. Ich ging 7:10 Uhr aus dem Haus und kam abends um 18:00 Uhr wieder. Wenn man überlegt, für wie wenig Geld – oh Gott (lacht) ... also, das war wirklich eine andere Zeit. Dass man sich da groß was hätte leisten können, war so nicht.

Haben Sie das in Frage gestellt zu der Zeit? Ist es so gewesen, dass man sich gesagt hat, »Ich habe ein anstrengendes Leben« oder haben Sie es so hingenommen?

Ich habe es schon als anstrengend empfunden, aber es ging nicht anders, habe es trotzdem gemacht.

Waren Sie für die Mutter dann auch noch finanziell verantwortlich?

Nein, das war umgekehrt. Bei meiner Mutter war die Pension so, dass sie mir eher geholfen hat. Mein Vater war Oberinspektor bei der Stadt, das ist zwar auch nicht die Welt gewesen, aber wir hatten die Pension. Und ohne meine Mutter hätten wir dieses Haus nicht halten können. Meine Großmutter hatte auch eine Witwenrente

von 250 DM, aus dem Ersten Weltkrieg. Sie hatte Häuser gehabt in Schlesien, weil die Leute sich gedacht haben, davon leben wir mal, und das ist damals ja alles weg gewesen, durch die Polen.

Und dann war ich also wild entschlossen, so nach 10 Jahren – ich wollte von Schering weg – dann habe ich mich auch beworben bei der Freien Universität, das war ganz in der Nähe von mir. Aber das hat dann alles erst nicht geklappt, die haben gesagt, die werden mich vormerken. Und dann bin ich, aufgrund von Rückenschmerzen, zur Kur gefahren. Ich war schon öfter in Kur. Nach Bad Bramstedt in Holstein und dann habe ich dort die Grippe gekriegt. Also krank war ich eigentlich immer, kann ich gar nicht alles schildern. Und da kam meine Mutter, da habe ich gesagt: »Ja dann komm doch, dann fahren wir zusammen zum Timmendorfer Strand, hinterher in der Nachkur«, die gab es ja damals noch. Und dann kam sie und ich hatte schon gar keine Lust mehr, weil ich ja die Grippe bekomme hatte, ich wollte am liebsten nur noch nach Hause. Und sie sagte: »Jetzt bin ich extra gekommen«. Und das war der große Wendepunkt meines Lebens, weil da habe ich dann meinen Mann kennengelernt.

Wie viele Tage waren Sie da? Das ist ja auch noch mal ein Zufall, wenn man für ein paar Tage hinfährt und dann sich trifft.

Ja, also acht bis zehn Tage, länger war das nicht.

Gut, dass die Mutter da war, oder?

Ja, die Mutter war überhaupt das Entscheidende. Ich wollte ja immer dorthin, wo etwas los war und sie ging immer gerne in Lokale mit einem Alleinunterhalter, wo man schön essen konnte, und hatte meistens so ein Gesicht, bin dann aber mitgegangen (lacht). Und da saß mein Mann.

Und wie haben Sie sich dann dort kennengelernt?

Ja, das war so, da waren aus Misdroy Flüchtlinge, aus Pommern eben auch, die sich dort getroffen hatten, zu ihrem Treffen, und die beanschlagten schon das ganze Lokal. Und ich saß mit meiner Mutter schon mit einem anderen Ehepaar, auch aus Ost-Preußen,

die hatten wir zufällig da kennengelernt. Und mein Mann saß alleine an einem Tisch. Und die hatten ihm fast alles weggenommen, die Stühle und fast auch noch den Tisch und dann habe ich gesagt: »Na dann kommen Sie doch zu uns«. Dann hat er sich mit zu uns gesetzt und so ist das dann entstanden. Das war 1965 und 1967 haben wir dann geheiratet. Und er war damals in Dortmund tätig an der Ingenieurs-Schule als Dozent.

Und wie haben Sie in der Zwischenzeit Kontakt gehalten?

Wenn einer einen liebt, dann kommt der jedes Wochenende. So gehört sich das (lacht).

Und er ist dann nach Berlin gekommen?

Ja.

Und wussten Sie direkt, dass es der Richtige ist?

Nein, nein. Ich nicht, aber mein Mann wusste es. Ich nicht, ich bin da sehr vorsichtig immer, sehr ängstlich. Auch wenn man das nicht so sagt, aber die Ehe meiner Eltern war nicht so sehr toll, also ich empfand sie als nicht so toll. Ich wusste gar nicht so genau, ob ich heiraten wollte. Ich wollte schon, im Grunde genommen. Für meinen Mann war das also klar, der war 14 Jahre älter als ich. Was aber auch ganz gut war. Ich brauchte endlich mal so ein bisschen einen Beschützer.

Hatten Sie ja auch lange Zeit nicht.

Nein, 11 Jahre nicht.

Dadurch, dass der Vater nicht mehr lebte.

Jaja ... ja, und dann sind wir ja hierher gekommen [nach Hiddessen, in der Nähe von Detmold]. Am Anfang fand ich es schrecklich. Aus der Großstadt in dieses Dorf.

Sind Sie wegen eines Job-Wechsels umgezogen?

Ja, mein Mann wurde hier stellvertretender Direktor. In Lemgo an der Ingenieurs-Schule.

Von Dortmund dann direkt nach Lemgo?

Ja, genau. Wir haben aber gleich hier in Hiddessen gewohnt. Hier ein paar Straßen weiter, in einer Wohnung.

Haben Sie das zusammen entschieden oder war das so, dass der Mann den Job bekommen hat und der Umzug damit feststand?

Ich hätte natürlich gerne gehabt, dass er nach Berlin gekommen wäre. Er hatte sich an der dortigen Ingenieurs-Schule auch beworben. Aber die haben eigentlich nicht reagiert und dann kamen zwei Angebote. Eins aus Lemgo als stellvertretender Direktor und eins aus Düsseldorf. Ich hätte Düsseldorf schöner gefunden, aber in Düsseldorf war das Leben damals sehr teuer. Mein Mann ist erst sehr spät Beamter geworden, er hatte also nicht so viel Geld. Und er war geschieden, da hat er auch noch etwas bezahlt. Insofern war das mit Düsseldorf zu teuer. Und dann sind wir – wo der Mann sein Brot hat, da geht die Frau hin – so war das früher – hierhin gekommen. Also am Anfang fand ich es schon schrecklich. Aber mir war auch von Anfang an klar, dass ich nicht arbeiten gehen würde. Ich war glücklich als ich das aufgeben konnte, was ich da 16 Jahre lang gemacht hatte. Und mein Mann kam ja auch mittags, und außerdem war ich wirklich immer sehr viel krank gewesen und das war mir alles zu viel. Ich habe immer allen später erzählt, die von der Selbstverwirklichung sprachen, die hatten noch keine 16 Jahre Berufserfahrung (lacht). Und wussten nicht wie das ist, wenn man immerzu springen muss und das machen muss, was der Chef sagt. Also das ist anfangs ja ganz nett, aber das ist dann hinterher nur interessant mit einem anderen Beruf. In einer etwas leitenderen Position mit mehr Möglichkeiten.

Und dann kam wieder so ein schrecklich trauriger Moment in meinem Leben – mein Mann hatte schon Kopfschmerzen als er mich geheiratet hat, aber er ging ja nicht zum Arzt, obwohl er überhaupt kein Migräne-Typ war, er war ein sehr ausgeglichener Typ. Nach neun Monaten hat er dann fast nichts mehr gesehen und dann habe ich ihn an den Haaren zum Arzt geschleift. Und ich konnte auch noch nicht Auto fahren, also das war schlecht, hinterher war ich unabhängiger. Der Arzt sagte, am besten heute noch in die Uni-Klinik, aber daran war überhaupt nicht zu den-

ken. Und dann sind wir am nächsten Tag in die Uni-Klinik gefahren, weil ich da Freunde hatte aus Berlin. Und da wurde dann festgestellt, dass er einen faustgroßen Gehirntumor hatte. Das war kurz vor Weihnachten, den 13. Dezember 1967. Da hat der Professor noch zu mir gesagt, ich hoffe, dass ich ihm das Leben retten kann, das Augenlicht sicher nicht mehr. Und es hat total am seidenen Faden gehangen und ich habe jede Nacht an seinem Bett gesessen. Und dann ist das Augenlicht aber wieder gekommen und er hat es überlebt. Auf einem Auge allerdings blind. Aber er war ja ein total positiver Mensch und es war ein langer Weg, bis er wieder einigermaßen gesund war. Ich war immer besorgt, dass es ihm zu viel wird oder so. Wir haben eigentlich wenig Freunde gehabt, weil so etwas war meinem Mann zu viel. Und außerdem war er auch im Gegensatz zu mir, ich bin so einer Mensch, der auch mal auf andere zugehen kann, wesentlich introvertierter. Aber wir waren miteinander sehr glücklich und wir sind sehr viel gereist. Er hatte ja sehr lange Semesterferien. Insofern haben wir mehr gemeinsame Zeit verbracht als Leute mit einer 30-jährigen Ehe, weil wir ja in den Semesterferien von morgens bis abends zusammen waren ein viertel Jahr im Jahr und wir dann weggefahren sind – also bescheiden in Pensionen, nicht wie später, wo ich auch mal in feineren Hotels war. Aber das war schon eine sehr, sehr glückliche Zeit. Das kann ich wirklich sagen, die beste Zeit meines Lebens. Dann haben wir ja hier das Haus gebaut, 1978 sind wir eingezogen, im Juni, und im Oktober ist mein Mann schon gestorben. Dann wollte ich nicht mehr leben. Ich hatte eigentlich nur noch das Gefühl, dass ich sterben wollte. Zwei Jahre lang habe ich nur geweint; es war schlimm. Aber meine Mutter – wir hatten inzwischen das Haus in Berlin verkauft – ist im Oktober nach dem Tod meines Mannes hierher gekommen und hat in der Nähe in einer Wohnung gewohnt. Und ich denke, wenn sie nicht hier her gekommen wäre, dann wäre ich wahrscheinlich nach Berlin zurück gegangen. Ich glaube nicht, dass ich hier geblieben wäre. Aber

nun ging das ja nicht mehr. Nun konnte ich ja erstmal überhaupt nicht mehr an eine Veränderung denken. Sie war 83, als sie hier her kam – und ich hab sie noch gehabt bis zum 95. Und das waren auch noch gute Jahre. Am Anfang habe ich sie ja vollkommen abgelehnt, nach diesem Ereignis. Ich war ja ein Einzelkind und alles war immer auf mich konzentriert – und sie hatte mich auch sehr im Griff. Also eine ganz liebevolle und herzliche Mutter hatte ich, aber sie hatte mich schon immer im Griff. Und das wollte ich nicht mehr. Ich hatte das ja inzwischen erkannt. Aber das hat sich dann schon wieder eingependelt mit der Zeit. Und ich habe es ihr auch ermöglichen können – mit Hilfe meines homöopathischen Arztes muss ich sagen, der mir immer Mut gemacht hat – dass sie wirklich bis zum Schluss in ihrer Wohnung war. Sie war zwischendurch auch mal drei Monate im Pflegeheim, aber ich habe sie wieder herausgeholt und in ihre Wohnung gesetzt. Die letzten Jahre waren sehr mühsam, aber das habe ich gern getan. Denn sie hat mich ja dann wieder unterstützt als sie damals hierher kam. Ich wollte ja gar nichts mehr, ich wollte auch nicht essen und dann hat sie immer gekocht und hat gesagt: »Dann kommst du zu Mittag und zu Abend zu mir«. Das war für sie ja auch – obwohl ich die ersten zwei Jahre sehr traurig und überhaupt nicht zu gebrauchen war – eine ganz schöne Sache. Sie hat das Kind wieder gehabt. Und auch für mich war es, das muss ich im Nachhinein sagen, eine Überlebensstrategie. Dann habe ich ja wieder angefangen ein bisschen zu arbeiten – und zwar hier für das »August-Ball-Institut« für homöopathische Medizin. Ich habe das erst ehrenamtlich gemacht und irgendwann haben sie angefangen mir ein wenig zu bezahlen. Ich mache das bis heute, aber ich denke jetzt wird es bald zu Ende sein. Und das war immer sehr interessant für mich. Also die Ärzte sind ja nun einmal wahnsinnig anstrengend, aber ich kann damit ja umgehen, da ich das bei »Schering« ja gelernt hatte. Sie sind schon wirklich sehr, sehr anstrengend, aber ich hatte da vollkommen freie Hand und habe zum Beispiel die Tagungen organisiert.

Es war schon überwiegend eine gute Zeit. Ich habe mich natürlich auch angepasst – das ist ja der Vorteil, wenn man mal 16 Jahre lang berufstätig gewesen ist und gelernt hat sich zu bücken, wenn es nötig ist.

War es eine bewusste Entscheidung wieder arbeiten zu gehen?

Ja, das war bewusst! Ich hatte wirklich das Gefühl, dass ich es sonst nicht aushalten würde alleine. Da wäre ich ja übergeschwappt, das denke ich jetzt manchmal auch. Aber ich habe mich dann bei der Fachhochschule der Architektur, hier in Detmold, beworben und das war alles klar. Die Professoren haben meine Zeugnisse gesehen und ich habe mich für diesen 300/400 DM-Job beworben. Mehr wollte ich auch nicht – und konnte ich auch gar nicht. Und Gott sein Dank habe ich ja von meinem Mann die Versorgung mit der Pension. Ich hatte meine Sachen praktisch gepackt und dann sagten sie eines Tages: »Nee, das wird wohl nichts, weil der Betriebsrat sich gegen die Frau von dem Professor entschieden hat«. *Wie war das für Sie?*

Das war ein ziemlicher Schlag! Wenn jemand gesagt hätte: »Da ist so eine Verwöhnte, die sich mal ein bisschen beschäftigen will«, aber wenn ich 16 Jahre Zeugnisse vorzuweisen habe, müssen sie gewusst haben, dass ich wirklich arbeiten kann. Dann habe ich es erstmal wieder aufgegeben. Und das andere ist dann auf mich zugekommen, das kann ich wirklich sagen. Und zwar durch Dr. B. Ich war in seiner Behandlung und es ging mir sehr, sehr schlecht – andere wären wahrscheinlich in der Psychiatrie gelandet – aber bei diesen Ärzten landet man da Gott sei Dank nicht, weil sie sich die Zeit nehmen, sich Tag und Nacht für einen Patienten einzusetzen. Das kann ich nicht anders sagen, Und ich war sehr viel da, also sehr depressiv und eines Tages kam er dann auf die Idee und sagte: »Wir wollen hier ein Institut gründen, der Herr U. und ich, und wir kommen überhaupt nicht weiter und brauchen wenigstens mal einen, der unsere Gespräche ein wenig notiert. Und dann sind die beiden kurz nach meinem 50. Geburtstag hier aufgekreuzt

und dann haben wir alles Mögliche besprochen. Am Anfang habe ich immer gedacht die beiden spinnen, aber es ist dann eben doch etwas geworden. Und dann haben die beiden das Haus zusammen gekauft in der Benecke-Str. – ich habe das damals alles gemacht, ich hab den Makler besorgt und mit ihm das Haus angeschaut, dann habe ich für den Verein die Satzungen geschrieben und bin zum Gericht gegangen und zum Finanzamt, damit es eingetragen wurde. Ich war dort erstmal wieder die Allein-Managerin, denn später haben sie auch noch eine Angestellte gehabt. Und das hat mir schon Spaß gemacht! Aber jetzt im Moment ist es eben nicht mehr so erfreulich – ich bin auch bald einfach zu alt dafür und muss damit aufhören – aber irgendwie wird es mir trotzdem fehlen und ich würde gern noch irgendwas anderes machen – aber ich weiß nicht was. Ich habe auch leider nicht mehr die Kraft dazu. *Oder sie reisen noch ein wenig!*

Gereist bin ich trotzdem viel! Das ist nämlich leider so, dass ich viel gereist bin und auch mit großer Freude – aber irgendwie bin ich jetzt an den Punkt gelangt, wo ich dazu auch keine Lust mehr habe. Das ist sehr bedauerlich. Ich hoffe es kommt nochmal etwas anderes, aber im Moment reise ich nur noch zwei bis dreimal im Jahr nach Obersdorf in ein Kan... -Kurahaus, wo ich einen ganz liebevollen, und für mich jungen, Arzt habe, mit dem ich auch eigentlich immer in Kontakt bin – also wir mögen uns sehr. Und da fühle ich mich dann aufgehoben. Das war früher einmal ein christliches Hospiz, dort ist noch eine privatere Atmosphäre, abends gibt es immer noch Andachten, das haben sie beibehalten, auch wenn sie inzwischen anders heißen – aber ein sehr schönes, elegantes Haus. Im Winter war ich das letzte Mal da. Als ich wieder, kam bekam ich jedoch plötzlich diese starken Zahnprobleme, was auch der Grund ist, warum ich in der letzten Zeit (und noch bis Mitte Mai) pausenlos beim Zahnarzt bin. Es ist furchtbar. Das habe ich auch neulich schon zu dem Zahnarzt gesagt. Er wohnt auf dem halben Weg zum Friedhof und ich meinte: »Ist es denn

nicht gut, dass wir hier schon auf dem halben Weg zum Friedhof sind? Ich überleb das hier sonst nicht. (Sie lacht).« Nun habe ich über die einschneidendsten Punkte in meinem Leben gesprochen. Ich habe natürlich auch vorher männliche Bekanntschaften gehabt, mein Mann war nicht der erste Mann in meinem Leben – ich habe ja erst mit 34 geheiratet. Aber wie es so ist, glaubte man mal es sei die große Liebe dabei und dann ging es wieder auseinander und ich hab dann immer furchtbar gelitten – aber andere haben meinerwegen sicher auch gelitten. Obwohl ich sicher bin, dass sich immer diejenige war, die mehr gelitten hat, weil ich eben so anhänglich bin. (Lacht)

Wie war die Zeit nachdem sie den Tod ihres Mannes überwunden hatten?
Also ich kann Ihnen sagen, dass ich erst nach fünf Jahren wieder halbwegs normal geworden bin. Sie müssen sich das mal überlegen: Der Mann geht morgens aus dem Haus und er sah schlecht aus! Er hatte sich hier glaube ich übernommen mit dem Haus – obwohl ich dafür gesorgt habe, das war ja so ein halbes Fertighaus, das heißt es wurde nach bestimmten Maßen gebaut, wir haben es damals auf einer Ausstellung gesehen. Weil ich auf keinen Fall wollte, dass er hier selber zu viel macht. Aber hat auch oben angefangen die Wohnung selbst auszubauen. Es lag ihm ja auch alles, bei uns hätte auch nie ein Handwerker kommen brauchen, er konnte das alles selbst. Er war ja nun Ingenieur und er kam vom Bauernhof und da waren sie ja gewöhnt alles selbst zu machen. Seine Schwester konnten auch tapezieren und so etwas alles. Er sah nicht gut aus! Aber wenn ich gesagt hätte: »Bleib zuhause, du siehst nicht gut aus.«, das hätte er ja nicht gemacht. Und dann ist er weg gefahren und ein Kollege hat angerufen »sie hätten doch jetzt eine Sitzung, wieso mein Mann nicht da sei« – und ich entgegnete nur, dass mein Mann doch pünktlich weg gefahren sei! Und erschreckte ich mich schon so »aaaahh« ... – dann haben alle wieder gesagt: »Die Frau Gottfried übertreibt wie immer« – mir ist ja Sorge immer so angelastet worden, meistens habe ich lei-

der Recht gehabt. Und dann habe ich immer wieder dort angerufen, aber er kam nicht an. Und dann stand die Polizei vor der Tür, mit seiner Aktentasche. Ich weiß heute nicht, wie ich mich habe hinsetzen können. Dann haben sie mir gesagt: »Es war ein kleiner Unfall, ihr Mann ist aber im Krankenwagen gestorben«. Ich habe nur geschrien, geschrien, geschrien. Ich denke das war das schlimmste meiner Erlebnisse – und danach kam an Schock wahrscheinlich diese Flucht und alles was man da erlebt hat. Mein Vater war ja noch eine längere Zeit krank und ich hatte kein so enges Verhältnis zu meinem Vater. Er war noch sehr von der alten Garde, sehr, sehr streng. »Was ich sage wird gemacht und solange du die Beine unter meinen Tisch setzt, wird gemacht, was ich sage«. Es war sehr schrecklich und sehr traurig, weil es eine lange und schwere Leidenszeit war, aber mit dem Verlust bin ich eigentlich ganz gut fertig geworden. Aber mit dem Tod meines Mannes – der jetzt ja bald 32 Jahre tot ist – nicht.

Er hatte seine Krankheit (Tumor) überstanden, richtig?

Ja. Ich denke mir immer – er hatte ja eine sehr lange Narbe auf seinem Kopf – und ich vermute, da es wirklich ein ganz winziger Unfall war, ein Schaden an dem Ford von 700DM, dass er doch einen Ruck abbekommen hat oder durch die Aufregung etwas im Kopf geplatzt ist. Auf der einen Seite war er ganz blau. Und dann dieses Haus hier. Ich fühlte mich in diesem Haus ja noch überhaupt nicht wie zuhause. Wir hatten ja 11 Jahre in der Wohnung gelebt. Wo wir also sehr glücklich miteinander gewesen sind. Und ich weiß, dass ich hier hergekommen bin und zu meinem Mann sagte: »Aber wir waren doch hier so glücklich!« und mein Mann sagte darauf zu mir: »Aber in dem neuen Haus werden wir noch glücklicher!«. Ich hatte auch ein ganz schönes und sehr tröstliches Erlebnis, an welches ich immer denke, wenn ich auf dem Friedhof bin. Mein Mann hat also drei Tage vor seinem Tod zu mir gesagt: »Ich dachte ja, dass es mit dir schön wird, aber dass es so schön wird, hatte ich nicht gedacht!«. Es stehen ja oft Leute am Grab,

die denken sie hätten gern noch etwas gesagt. Das Gefühl hat er mir damit vollkommen weggenommen. Bei meiner Mutter – sie hat sich sogar extra ein Urnengrab gewünscht, damit ich nicht noch mehr Arbeit mit der Grabpflege habe – denke ich oft, dass ich geduldiger hätte sein sollen. Deswegen ist das für mich mit meinem Mann eben sehr schön. Es gibt ja auch viele Ehepaare, die sich nach dem Tod des Partners denken, hättest du etwas anders gemacht oder dir mehr Zeit genommen – und das hat er mir alles dadurch weggenommen.

Spielt die Frage, was geschehen wäre, wenn manche Dinge anders gelaufen wären, in ihrem Leben eine große Rolle?

Ich hab das alles schon oft in Frage gestellt – auch ob es richtig gewesen ist, dass ich hier geblieben bin. Aber ich musste ja auch nun bei meiner Mutter bleiben, das waren 12 Jahre bis sie starb. Und nach 12 Jahren denkt man auch nicht mehr daran. Aber ich kann es einfach nicht sagen, was gewesen wäre, wenn. Klar, ich habe schon oft überlegt, dass sich einen anspruchsvolleren Beruf gewählt hätte, wenn ich weiter in die Schule gegangen wäre (Abitur). Hätte ich wahrscheinlich geschafft. dann wäre ich wahrscheinlich auch zufriedener gewesen in meinem Beruf. Klar, dass denke ich schon. Aber es waren ja auch die Begebenheiten damals, die einen dazu gezwungen haben.

Und Ihr Vater hätte es gern gesehen, wenn Sie das Abitur gemacht hätten?

Ja, er wollte, dass ich das Abitur mache.

Das war doch für damalige Verhältnisse sicher ungewöhnlich? Vor allem ein Mädchen so zu fördern?

Ja, das ist eigentlich schon erstaunlich. Ich war ja auch in der Schule immer schon eher schüchtern und dann kam schon bald die Frage auf, ob ich lieber zur Realschule gehen sollte oder ins Lyzeum. Und da fand er auch, dass man es erst einmal probieren sollte. Damals gab es 8 Klassen und ich bin nach der sechsten abgegangen und dachte, dass ich alles, was ich in den zwei Jahren verpasst habe nicht nachholen kann. Für Nachhilfe hatte

man ja damals kein Geld. Und ich habe dann eben gedacht, dass ich das nicht schaffen würde. Das ist aber auch etwas, was mich durch mein Leben begleitet hat. Dass ich immer gedacht habe: »Das schaffe ich nicht«.

Aber sie haben viel erreicht.

Ja, das sieht mir gerade auch so aus. Jetzt fällt mir gerade noch die Sache ein mit dem Führerschein. Alle die mich kannten meinten immer: »Mach du bloß nicht den Führerschein, du hast viel zu schlechte Nerven« und ich wollte das auch überhaupt nicht. Und als mein Mann dann so krank war, das habe ich im Krankenhaus schon gesagt: »Ich muss jetzt den Führerschein machen.« – und wenn ich ein Auto nur eine kurze Strecke bewegen kann. Er war da nicht so dafür. Wir hatten ja auch gar nicht viel Geld, aber das hatte ich ja noch aus meinen Ersparnissen aus meinen 16 Jahren Berufstätigkeit. Und da habe ich gesagt, »Ne, ne, das bezahle ich dann schon selbst«. Das war eine ganz aufregende Zeit, da ich auch mit dem Gedanken, es nicht zu schaffen, da herangegangen bin. Ich bin ja oft gefahren worden – von Freunden, von meinem Mann – ich wusste nicht einmal, dass es Straßenschilder gibt, das ist mir überhaupt nicht aufgefallen (lacht).

Waren Sie noch einmal in Ostpreußen?

Ja. Das war 91, glaube ich. da bin ich mit dem Schiff hingefahren und wir hatten in Königsberg nur einen Tag Aufenthalt. Und da habe ich mir vorgenommen, dass ich da auch einmal länger hin wollte. Zwei, drei Jahre später bin ich dann hingeflogen. Ich bin erst auf die kurische Näherung geflogen – da war ich als Kind auch nach dem Bombenangriff. In der Königsberg-Allee gab es zwei sehr starke Bombenangriffe. Da war ich zunächst mit meiner Mutter und später noch eine Weile allein. Und da haben wir für damalige Zeiten in einem ganz vornehmen Hotel gewohnt – mit roten Teppichen und so weiter. Das gleich habe ich wieder gefunden. Inzwischen war es ein Gewerkschaftshaus mit Betonwänden – das Letzte – aber die Landschaft dort empfehle ich jedem! Da war

ich dann zwei Tage und bin dann noch allein dort herumgelaufen und habe mir alles angeschaut. Und ich weiß noch, dass kein Mensch in dem Ort deutsch konnte. Auch beim Essen bestellen habe ich mich zuvor informiert, wie es heißt und mir die Suppe vom Vortag nochmal bestellt. Ich war dann die Einzige der Reisegruppe, die nach Königsberg fuhr. Mit einem polnischen Mann, der kein Wort deutsch konnte, in einem klapprigen Auto – das war nicht so ganz gemütlich, muss ich auch ehrlich sagen. Er hat mich dann direkt auf das Gelände gefahren und ich meinte: »Sie müssen sich irren, das muss das Gefängnis sein.«, aber das war mein Hotel. Schon im Flugzeug wurde ich dafür bewundert, dass ich allein hinflieg, dort waren sonst nur Familien und Freunde. Ich habe mir das dann auch allein angesehen – da gab es einen Taxifahrer der ganz gut deutsch konnte, der mich dann für 15 DM die Stunde durch Königsberg gefahren hat. Ich hätte allein unter den Russen nicht herumlaufen können, da musste ich schon Begleitung haben. Dann habe ich mir meine alte Schule noch angesehen und meinen Sportverein, die Kirche in der ich getauft wurde – da hatten sie inzwischen ein Marionetten-Theater raus gemacht und auf dem Friedhof drumherum war ein Rummel. Also da wurden Orte auch ganz bewusst zerstört und verändert. Das war sehr erlebnisreich für mich und ich bin sehr glücklich, dass ich noch einmal hingefahren bin.

Hat sich etwas verändert?

Grauenvoll! Also von der Innenstadt erkennen Sie nichts mehr! Wir haben etwas außerhalb gewohnt und da stand noch ziemlich viel. Das Haus in dem ich gewohnt habe war zwar ausgebrannt, ist aber genauso wieder aufgebaut worden. Ich weiß nur, dass ich immer dachte »Das war doch früher alles viel größer«, – aber da war ich 12 und ich viel kleiner! (Lacht).

Wie war das für sie?

Es war schon sehr phänomenal, sehr beeindruckend und auf der einen Seite traurig, aber auf der anderen Seite habe ich mich ein-

fach gefreut, dass ich es gemacht habe.

Hatten Sie noch Kontakt zu Freunden, die sie damals bei der Flucht verlassen mussten?

Den Bekanntenkreis hatten ja hauptsächlich meine Eltern und eben die Familie. In Ostpreußen war es immer so, dass man zu jeder Zeit kommen und überall immer mitessen konnte – das habe ich woanders nie wieder so kennengelernt. Das alles fand ich schon schrecklich. Aber ich hatte eine Freundin aus dem Sandkasten, die auch ein Einzelkind war und im Nebenhaus wohnte, mit der ich zusammen in der Schule war und im Turnverein und immer zusammen gespielt habe. Von dieser wurde ich damals getrennt und sie ist mit dem Schiff geflüchtet – auch eine ganz schreckliche Flucht. Und die habe ich nach einigen Jahren – es gab ja immer diese Ostpreußentreffen, wo man sich gegenseitig fragte, wo die Leute geblieben sind und man mal nach Hamburg, mal nach Duisburg fuhr – und da hat mir jemand gesagt, dass meine Freundin Gerte in Halle an der Saale ist und mir auch die Adresse besorgt. Dann haben wir uns geschrieben und ich bin so schnell ich konnte – da waren ja nun auch noch die Russen – dorthin gefahren. Sie schliefen schon zu dritt in einem Zimmer und dann habe ich noch zu viert darin mitgeschlafen – ihre Eltern, sie und ich. Und ich weiß noch, dass die Gerte immer gesagt hat: »Du hast immer Angst bekommen, wenn du einen Russen gesehen hast.« Na sicher, die waren ja inzwischen daran gewöhnt, aber ich hatte ja damals den Einmarsch in Berlin erlebt. Und dieser Kontakt, der hat gehalten bis zu ihrem Tod. Der war vor drei Jahren und ganz, ganz schmerzlich für mich. Wir haben uns auch die ganze Zeit der Mauer regelmäßig Briefe geschickt und Päckchen und uns nie aus den Augen verloren. Und als die Mauer weg war, ich aber zack dahin gefahren. Ich bin dann im Jahr ein, zwei Mal nach Halle gefahren – sie konnte mich leider nicht mehr besuchen, weil sie zu krank war. Sie hatte so eine Darmgeschichte und konnte es nicht mehr, das hat mir furchtbar leid getan. Und vor drei Jahren,

als ich mir den Fuß gebrochen hatte – ich konnte überhaupt nicht laufen auf diesen Krücken und hatte Schulterprobleme und wollte da auch schon wieder nicht mehr leben – da konnte ich hier nicht allein im Haus sein und bin 2 1/2 Wochen ins Augustinum gegangen. Da lebte sie noch und da haben wir auch noch telefoniert – und dann ist sie danach also ganz plötzlich gestorben. Ich habe entsetzlich gelitten, sie stand mir wirklich von all meinen Freunden am nächsten! Sie hat auch immer sehr Anteil genommen an meinem Leben und war sehr interessiert. Wenn ich ihr gesagt habe, dass ich in die Oper gehe und in welches Stück, dann hat sie mir gleich ein Lied vorgesungen. Sie war sehr musikinteressiert – und dann hat sie noch nachgelesen im Opern-/Theaterführer und immer interessiert gefragt, wie es denn war. Also das war einmalig. *Und es hat sich trotz der Trennung wiedergefunden.*

Ja. Sie hat ja in völlig anderen Verhältnissen gelebt. In diesen DDR-Verhältnissen, also das kann sich ja niemand vorstellen. Ich glaube die haben da wirklich mit drei Erwachsenen auf ungefähr 48 Quadratmetern gewohnt. Und in der Wohnung – sie war ja hinterher auch allein, da ihr Mann gestorben und der Sohn ausgezogen ist – »Mensch, dass du dich bei uns wohlfühlst!«. Und ich habe ihr gesagt, dass es doch nicht auf diese äußeren Umstände ankommt, dass völlig unwichtig ist, es kommt auf die Menschen an und wie herzlich man aufgenommen wurde! Wenn ich noch überlege, dass ich Weihnachten so traurig war und sie mir anbot zu ihnen zu kommen und sagte: »Wir schlafen dann zu dritt in einem Zimmer und du kannst im Wohnzimmer schlafen«. Viele andere hätten das nie gemacht! Und ich bin dann auch Weihnachten hingefahren! Habe dann aber im Hotel gewohnt (lacht). Einmal habe ich das aber gemacht! Da war der Sohn schon weg, aber es nutzte nichts, da sie ja diesen Durchgang hatten und DDR-Wohnungen sind so gebaut, dass sie durchs Wohnzimmer ins Badezimmer mussten. Die raste doch nachts andauernd da drauf und ich bin immer aufgewacht und dann meinte ich schon, dass

machen wir lieber nicht mehr – dann wollen wir es doch lieber so machen, dass ich ins Hotel gehe. Ich habe dann auch bei späteren Besuchen immer im Hotel gewohnt – morgens hingefahren und abends wieder ins Hotel. Aber das sie hier nicht hinkommen konnte, hat mir wirklich leid getan. Ich hätte ihr so gern mal etwas Anständiges geboten.

Wie kam ihre Freundin damals nach Halle?

Ihr Vater hatte dort auch eine Schwester. Die Leute sind ja damals alle dorthin gegangen, wo sie jemanden kannten.

Sie haben keine Kinder. Was ist der Grund dafür?

Ich war ja schon alt, als ich geheiratet habe und wir hatten das aber schon noch vor. Wir haben uns dann vorgenommen ein Jahr zu warten, damit wir uns erstmal richtig einleben können – und dann kam doch bei meinem Mann diese Kopfoperation. Und dann haben wir gar nicht mehr daran gedacht/darüber gesprochen – es wäre ihm wahrscheinlich auch zu viel geworden.

Zweites Interview mit Renate G. am 16. Mai 2010 in Hiddesen

Wir haben in Reportagen über Ostpreußen recherchiert, dass viele Menschen dort trotz des Krieges behütet aufgewachsen sind. Erging es Ihnen ähnlich?

Ja, das stimmt. Wir haben von den Bombenangriffen erstmal gar nichts gemerkt. Die Versorgung war ja trotz der Lebensmittel-Karten gut und in Ostpreußen ja auch noch besser – weil wir sehr viele Verwandte auf dem Land hatten. Da habe ich dann nichts – gar nichts – gemerkt. Bis dann 1944 die schweren Angriffe waren, bei denen innerhalb von zwei Angriffen die gesamte Königsberger Innenstadt vernichtet wurde. Das war schon sehr schlimm. Und dann bin ich mit meiner Mutter sechs Wochen auf der Kurische-Näherung gefahren. Nach den zwei starken Angriffen kam ja erstmal nichts.

Haben Sie direkt in Königsberg gewohnt / die Angriffe dort auch mitbekommen?

Ja, total. Aber wir haben so ein bisschen außerhalb gewohnt – ungefähr so wie Detmold und Hiddesen. Es gehörte noch zur Stadt, aber nicht zur Innenstadt. Wo die ganzen Geschäftshäuser waren. Es gab ja auch ein sehr schönes Speicherviertel in Königsberg, welches aber auch komplett ausbrannte. Ich bin ja damals noch einmal dort gewesen. Von der Innenstadt konnte man gar nichts mehr erkennen – da war ja einfach nichts mehr.

Wie erlebten Sie Ihre Kindheit?

Ja, also ich hatte einen sehr autoritären Vater. Unter dem habe ich auch sehr gelitten. Er muss zuhause damals auch selbst unheimlich streng erzogen worden sein. Er fand sich sehr liberal, aber ich habe das nicht so empfunden. Ich war aber auch sehr empfindlich. Aber als Einzelkind aufzuwachsen ist ja generell schwierig, da alle Augen nur auf dich gerichtet sind. Dann hatte ich verhältnismäßig alte Eltern – meine Mutter war 37 als ich geboren wurde und mein Vater 46. Meine Mutter war immer sehr ängstlich, dass mir etwas

passierte. Bei meinem Vater hieß es eher »zu allem zu dumm« – das sagte er vor allem, um bei mir das Lernen anzuregen. Aber bei mir bewirkte das eher das Gegenteil. Ich dachte dann eher: »wenn er das sagt, dann wird es wohl stimmen«. Ich hab eigentlich immer ein bisschen Angst gehabt. Vor meiner Mutter nicht. Von ihr bin ich eigentlich immer ein bisschen überbehütet worden. Die Beziehung zu den beiden war also sehr unterschiedlich.

Und dann hatte ich eine Freundin die im Nebenhaus wohnte, die ich jeden Tag gesehen habe. Wir haben eigentlich jeden Tag zusammen gespielt – schon früher im Sandkasten. Wir sind auch gemeinsam zur Schule gegangen und waren wirklich ganz eng und dick befreundet. Sie war auch ein Einzelkind und insofern war das natürlich ganz schön. Wir sind dann auch gemeinsam zu den »Jungmädeln« gegangen. Ich fand das herrlich, meine Eltern waren überhaupt nicht begeistert. Meine Freundin war immer erste Riege ... ich war immer vierte irgendwo (lacht). Und meine Freundin Gerte durfte dann bei der Führerinnen-Anwärterschaft mitmachen. Mich wollten sie nicht haben – ich war im Sport schlecht und in allen Sachen die sie toll fanden. Aber da hat meine Freundin dann gesagt: »Wenn Renatchen nicht mit reinkommt, dann gehe ich auch nicht«. Dann haben sie mich auch genommen.

Und mit 12 Jahren sind wir ja dann getrennt worden.

Gab es einen Abschied von der Freundin vor der Flucht?

Überhaupt nicht. Das ist ja alles über Nacht passiert. Mein Vater kam nach Hause und sagte zu meiner Mutter: »In zwei Stunden musst du alles gepackt haben, da geht der letzte Transport, der Frauen und Kinder mitnimmt nach West-Deutschland – oder ins »Reich«, wie man so schön sagte. Und da hat meine Mutter einen Koffer für uns beide und einen Rucksack voller Lebensmittel gepackt und weg waren wir. Nix mit Abschied, gar nichts. Und meine Freundin Gerte ist dann mit dem Schiff bis nach Pielau – ich weiß

gar nicht, wie sie dahin gekommen sind, ob zu Fuß oder anders. Und dann haben wir ja lange Jahre nichts von einander gehört, bis ich auf einem Ostpreußen-Treffen zufällig die Adresse bekam. Aber es war sicher keine schlechte Kindheit. Das mein Vater so streng war und ich so ängstlich, das war einfach so und hat mich sicher auch geprägt in meinem Leben. Ein schlechtes Selbstwertgefühl. Aber ich kann das gut vertuschen. Ich denke, wenn man Schwächen zeigt, dann findet sich auch immer jemand, der darauf herustritt.

Ansonsten war es in Königsberg vor allem sehr gastlich. Mein Vater war ja ein geborener Königsberger und hatte einen riesigen Bekanntenkreis. Und dann haben wir natürlich auch noch einen großen Verwandtenkreis gehabt auf dem Land, auf den Bauerhöfen, wo wir ständig hingefahren sind. Und es war in Ostpreußen wirklich so, dass man spontan Leute besuchen gehen konnte, sie sich freuen, gleich Kaffee gemacht wurde und sie einen zum Abendessen am liebsten auch gleich noch behalten hätten. Dort war man immer herzlich willkommen. Und das war ja auch bei der Flucht mit das Schlimmste, dass man das alles verloren hat, die Menschen. Das was ich in Ostpreußen an Gastfreundlichkeit erlebt habe, habe ich nirgendwo anders mehr erlebt. Wir hatten in Berlin ja dann auch ziemlich viele ostpreußische Bekannte gehabt, die man durch die Ostpreußentreffen wiederfand und kennenlernte. Aber diese Herzlichkeit habe ich nie wieder so erlebt. Meine Eltern hatten ein Mehrfamilienhaus, in dem wir wohnten. Und als meine Eltern planten dort auszuziehen und später in einem Einfamilienhaus zu wohnen, habe ich bitterlich geweint. Ich hatte ja meine ganzen Freunde dort. Mein Vater hatte damals schon ein Auto und wir sind dann jeden Sommer nach ... (Anm.: nicht zu verstehen) gefahren, dass war einer der schönsten Badeorte an der Ostsee. Da durfte ich meine Freundin Gerte auch häufig mitnehmen, das war natürlich besonders schön! Aber da war es dann so, dass mein Vater bis Samstag Mittag gearbeitet hat, dann fuhr

ren wir los, gingen an den Strand, dann baden, dann ein bisschen sonnen, dann ins Café – meine Eltern bescheiden, jeder eine Tasse Kaffee – und ich ein Stückchen Apfelkuchen mit Sahne – meine Freundin Gerte, wenn sie mit war, auch – dann ging man ein bisschen auf der Promenade flanieren, da zog man sich damals auch noch richtig schick für an. Und dann sind wir gefahren, haben eine Flunder gekauft, sind nach Hause gefahren und haben dort zu Abend gegessen. Ich kannte das in meiner Kindheit überhaupt nicht, dass man essen geht! Das gab es gar nicht.

Ist es auch während der Kriegsjahre so erhalten geblieben?

Ja. Da hatte mein Vater dann allerdings kein Auto mehr. Ich weiß nicht, wann ihm das Auto weggenommen wurde. Ich glaube das Auto hatten wir sogar noch – die Reifen haben sie abmontiert.

War ihr Vater als Soldat an der Front?

Mein Vater war eigentlich zu alt. Er war im Ersten Weltkrieg ein Soldat gewesen und hat auf diese Art und Weise auch meine Mutter kennengelernt. Er war Zahlmeister und war nach dem Ersten Weltkrieg in Schlesien, in Breslau stationiert. Da hat er meine Mutter dann im Café kennengelernt. Das hat meine Mutter mir (nach dem Tod meines Mannes) auch immer gesagt: »Du kannst ja Niemanden mehr kennenlernen, wenn du nicht mal ins Café gehst.« (Lacht) Sie hat immer erzählt, dass bei der Hochzeit die ganze Kirche geweint hätte, weil sie so weit wegziehen würde und alle glaubten, sie würden sich wahrscheinlich nie wieder sehen. Aber sie sind dann gemeinsam jedes Jahr nach Schlesien gefahren. Und mit mir haben sie dann meine Oma, die auch später nach Berlin gekommen ist, in Schlesien auch jedes Jahr besucht. Und sie sind auch mal zu uns gekommen. Wenn ich so überlege, dass die Leute heute alle Gästezimmer haben, bei uns wurde damals immer im Wohnzimmer auf dem Sofa übernachtet. Ich habe es schon schön gehabt, bis auf die strenge Erziehung meines Vaters. Das war schon belastend fürs Leben. Und darum habe ich mir auch immer so wenig zugetraut, denke ich. Dieses »was wäre,

wenn ...«, was Sie da so angeschnitten haben, da denke ich mir, wenn ich ein bisschen mutiger gewesen wäre, wäre wahrscheinlich einiges anders gelaufen. Ich dachte nur so oft: »Das schaffe ich nie«, und ich war auch völlig überrascht, als ich zum Beispiel die Führerscheinprüfung bestand.

Warum blieb ihr Vater damals in Ostpreußen? Gab es einen richtigen Abschied?

Mein Vater war im Zweiten Weltkrieg bei der technischen Nothilfe – er war Baumeister. In der technischen Nothilfe räumten die Leute zum Beispiel nach Bombenangriffen auf. Nach den beiden schweren Angriffen ist er damals auch in der Umgebung gewesen, wo der Russe schon mal einmarschiert ist und sagte: »Wenn der Adolf uns auch in allem belogen hat, darin hat er uns nicht belogen, wie furchtbar diese Russen mit der Bevölkerung umgehen«. Und als mein Vater dann sagte: »Packen, ihr müsst da raus.« Alle Männer mussten da bleiben. Die wurden entweder zum Volkssturm genommen oder, wie mein Vater, da er bei der technischen Nothilfe war, wieder zum Militär übernommen. Er musste also da bleiben. Und es gab nur Frauen und Kinder.

Wie war die politische Einstellung Ihrer Eltern? Sie erzählten, dass Sie im Bund Deutscher Mädchen waren und Ihr Vater nicht begeistert war.

Zunächst hieß der Verein »Jungmädchen« und später wurde er dann zum »Bund der deutschen Mädchen«. Die politische Einstellung war braun. Total. Adolf. Was anderes gab es ja gar nicht – so wie in der DDR später. Meine Eltern waren absolut nicht für den Adolf, überhaupt nicht. Mein Vater ist dadurch auch nicht im Beruf weitergekommen. Mein Vater war ja Beamter und nicht in der Partei! Also das war schon selten. Wir hatten auch nie so ein Hitler-Bild im Haus hängen – das hatten ja alle. Und ich weiß noch, dass dann mal Kollegen von meinem Vater gekommen sind und meinten, dass ginge so nicht. Da haben sie dann ein kleines Hitlerbild mitgebracht und bei uns in die hinterste Ecke gehangen. Meine Eltern waren sehr, sehr gegen das Regime. Aber es hat

sich keiner getraut etwas zu sagen.

Haben Sie das in der Erziehung mitbekommen?

Ich habe das mitbekommen! Was eigentlich auch sehr leichtsinnig von meinen Eltern war – als Kind plappert man ja mal schnell etwas aus. Und es wurden auch pausenlos Witze erzählt, wenn Bekannte da waren. Ich hatte aber einen Onkel, der war sehr dafür! Also wenn der da war, dann hat auch keiner etwas gesagt. In unserer Familie aus Königsberg konnte man sich aber darauf verlassen, dass sie einen trotzdem nicht anzeigten. Aber ich weiß von einer Familie aus Schlesien, mit der wir entfernt verwandt waren, die ihre eigenen Verwandten angezeigt haben. Das meine Eltern sehr dagegen waren, hat meinem Vater natürlich nach dem Krieg sehr geholfen. Mein Onkel in Schlesien, der war in der Partei und auch ein höheres Tier. Ja, und mein Vater musste dann da bleiben und ist nach den Verteidigungsversuchen in Gefangenschaft gekommen – in Russland.«

Hatten Sie Kontakt zu Ihrem Vater, während er in Gefangenschaft war?

Wir haben also eine oder zwei Karten von meinem Vater bekommen. Das war aber erst nach einer ganzen Weile und ging übers Rote Kreuz. Und er hat uns gefunden, weil er wusste, dass wir zu seiner Schwester nach Berlin wollten. Niemand wusste, ob und wann er zurückkehrt. Mein Vater war ja nun auch schon 60, er wäre aber wahrscheinlich auch nicht entlassen worden. Er war aber Typhus-Bazillenträger und wäre auch fast auf dem Rückweg gestorben. Solche Leute durften dann nach Hause fahren. Er hatte sich dann DM in die Fußverbände mit eingewickelt und konnte sich so auf dem Rückweg Weißbrot bei den Polen kaufen. Er hat sich dann nach Berlin entlassen lassen. Ist mit der S-Bahn nach Zehrendorf gefahren und hat dort auf einer Bank gesessen. Da haben ihn die Kräfte verlassen. Und er hat dann ein Kind darum gebeten, die Adresse eines Onkels aufzusuchen und ihm Bescheid zu geben. Dann hat mein Onkel ihn abgeholt und erstmal in die Badewanne gesteckt. Er ist dann zu meiner Mutter gefahren und hat

gesagt: »Der Hans ist da! Aber erschrick nicht, du wirst ihn kaum wiedererkennen.« Das war dann auch so. Meine Eltern haben sich gegenseitig kaum erkannt, weil sie so abgemagert waren. Ich bin mit meiner Mutter dann damals direkt mit zu ihm gefahren.

Haben Sie mit Ihrem Vater mal über das Geschehene gesprochen?

Ja, natürlich. Das waren auch ganz, ganz schlimme Geschichten. Also er brauchte ja nicht zu arbeiten, weil er Offizier war. Aber die meisten haben sich dann eben doch zur Arbeit gemeldet, weil es dann eine bessere Essensration gab.

Können Sie noch einmal etwas zu den Luftangriffen in Königsberg erzählen?

Also wir hatten ja alle Luftschutzkeller – das war Pflicht. Aber das war zum Piepen, der war mit solchen Holzpfählern abgestützt! (Lacht) Und da saß man denn. Es war schon sehr schlimm. Man dachte ja immer das Ende ist gekommen. Und als die Angriffe vorüber waren – es hat gar nicht so lang gedauert – ging man raus und sah die ganze Stadt brennen. Aber die noch schlimmeren Luftangriffe – nachts und am Tage – die habe ich dann in Berlin erlebt. Wir sind im Januar 1945 nach Berlin gekommen und am Tag kamen die Amerikaner und nachts die Engländer. Da haben wir fast nur im Keller gesessen. Zwischendurch gab es schon mal ein paar Stunden Pause, dann hat mein ein wenig geschlafen. Und jedes Mal hat man seine Betten mit nach unten geschleppt. Koffer hatte man sowieso schon geschützt im Keller stehen. Das Haus hat oft richtig gebebt. Und da habe ich eben auch das Glück gehabt, dass ich in Zehrendorf gewohnt habe – ein wenig außerhalb. Am meisten sind ja immer die Innenstädte bombardiert worden. Mein Onkel hatte eine Firma am Alexanderplatz und wollte mal nachsehen. Der hat seine Firma nicht wieder gefunden! Der wusste überhaupt nicht in welcher Straße er war!

Ist es richtig, dass die Frauen damals Schilder trugen, auf denen die Namen der Vermissten standen?

Ja, man hat es auch an die Häuser gehängt – wer noch da ist und

wo die Person sich befindet und so weiter. Alle haben sich gegenseitig informiert und auf dem Laufenden gehalten. Man hat sich in dieser Zeit sehr geholfen. Das ist heute auch nicht mehr. Heute geht alles nur gegen Geld.

Wie haben Sie den Einmarsch der Russen in Berlin erlebt?

Ich weiß noch wieder erste Russe in den Keller kam. Wir saßen ja alle dort unten – und als erste rief er: »Uri, Uri!« Er hat uns also sofort die Uhren abgenommen und was er noch so entdecken konnte. Aber die ersten, fand ich, die gingen fast noch. Gut, die haben die Wertsachen eingesammelt, aber mit den Vergewaltigungen, das kam dann eigentlich erst ein bisschen später. Und ich erinnere mich an ein junges Mädchen – Anfang 20 – die saß immer auf der Treppe und schaute raus. Und wenn Russen im Anmarsch waren, dann hat sie immer geschrien und ist auf den Dachboden gelaufen – die Leiter hat sie dann nachgezogen. Denn das war interessant, die Russen gingen fast nie nach oben. Vielleicht mal in die erste Etage, aber weiter auch nicht. Vielleicht hatten sie Angst, dass man sie ausräuchert. Aber auch wenn man in der Schlange stand, nach Brot. Man hat ja nur angestanden. Deswegen geht es mir heute noch so, dass ich Buffets nicht leiden kann – für Essen habe ich schon genug angestanden in meinem Leben. Und bei dieser Essensvergabe führen dann mal die Russen vor, sagten »Frau, komm!« und nahmen einfach Frauen aus der Reihe mit!

Wann haben Sie ihre Freundin in Ost-Berlin besucht?

Da war die DDR noch in der Gründungsphase und die Mauer stand noch nicht. Das wird so 1948 gewesen sein. Und dann bin ich das nächste mal da gewesen, nachdem die Mauer fiel. Dazwischen durfte man ja nicht. Die Ostpreußentreffen gab es jedes Jahr einmal – immer in einer anderen Stadt. Und durch irgendein Treffen haben Freunde von meinen Eltern die Adresse von meiner Freundin in Halle herausgefunden. Es gab auch noch kleinere Treffen in Berlin, da sind wir auch hingegangen. Um Erinnerungen zu halten, Traditionen zu pflegen und auch in der Hoffnung,

dass man irgendetwas von jemandem hört. Man hat sich sehr viel über Bekannte unterhalten und bei diesen Treffen zum Beispiel auch erfahren, wer gestorben ist und so weiter. Schlimm war es ja für diejenigen, die in Königsberg geblieben sind, wie meine Tante. Die haben eigentlich nur in Kellern überlebt und wer nicht gearbeitet hat, der bekam nichts zu essen. Ich glaube so 1947/1948 haben sie dann alle rausgeschmissen. Und nur, wer drin bleiben und die Staatsangehörigkeit annehmen wollte, blieb. Es gibt ja auch einige, die dann später einen Russen geheiratet haben, oder ähnliches.«

Warum ist ihre Tante bei der Flucht nicht mitgekommen?

Das war so, dass dieser Gauleiter Koch verboten hat, dass überhaupt geflohen wurde – er war aber der Erste, der draußen war. Er war schon weg und hat dann übers Radio gesagt, es dürfe keiner abhauen! Mein Vater hat das dann für uns organisiert, weil er gute Beziehungen hatte. Er kannte viele Leute und dann eben auch einen, der wusste, dass dieser Transport wegging. Wir hatten ja erst Karten für die Bahn, aber die fuhr ja dann nicht mehr. Wir sind dann mit Wehrmachtsumnibussen gefahren.

Welches Jahr gegen Abitur entschieden?

1948. Ich bin bis zur sechsten zu Schule gegangen und es wären nur noch zwei Jahre bis zum Abitur gewesen.

Wann kam die Oma nach West-Berlin?

Die Oma kam 1947. Sie war damals noch total fit! Wir haben dann zu dritt in dem Haus gewohnt und dann noch an zwei Frauen vermietet. Das waren auch Mutter und Tochter aus Ostpreußen. Dann ist erst die Mutter gestorben und dann meine Oma. Dann bin ich weggegangen, dann lebte meine Mutter dort mit der Untermieterin alleine. Dann ist sie auch weggegangen, dann hat meine Mutter dort allein gelebt und kam dann ja später hier her.

Wie war das Verhältnis zu Ihrer Mutter?

Sehr gut! Also ich habe ja immer gesagt, ich war der Partner meiner Mutter von meiner Geburt an. Sie war ja schon ein halbes Jahr

vor dem Tod meines Mannes hier. Also eigentlich, war es ein zu gutes Verhältnis. Ich hatte einen alten Freund, der hat immer gesagt: »Du wirst nie heiraten, weil du zu eng mit deiner Mutter zusammen bist!« Und sie hat mich schon ein bisschen an sich geklammert. Ich hab das aber auch nicht so gemerkt. Ich war ja auch sehr viel krank. Aber als ich geheiratet habe, habe ich gemerkt, dass es ihr sehr, sehr schwer viel mich loszulassen – eigentlich hat sie es auch nie wirklich gemacht. Und als sie hier her kam – ein halbes Jahr vor dem Tod meines Mannes – da hatte ich also große Ängste. Da dachte ich das würde schwierig werden, mit meinem Mann und meiner Mutter in der Nachbarschaft. Aber es war ja dann nur ein halbes Jahr. Es wäre sonst auch sicher sehr schwierig geworden, da sie sehr autoritär war. Auf nette Art und Weise hat mein Mann sich dann schon einige Male durchgesetzt, aber ich weiß noch dass ich nach dem Tod meines Mannes dachte: »Jetzt hat sie mich wieder.« Als ich so traurig und verzweifelt war, hat sie natürlich sofort wieder alles für mich gemacht – geputzt und gekocht. Und dadurch hat sie mich natürlich auch wieder ziemlich an mich gebunden. Und dann wurde sie ja auch irgendwann hilfsbedürftig.

Hat ihre Mutter dazu beigetragen, dass Sie hier geblieben sind?

Also, als mein Mann starb, hatte ich nicht das Gefühl hier bleiben zu wollen. Aber erstmal war das Haus ja noch nicht abgerechnet und alles und ich musste erstmal alles fertig machen. Und dann war natürlich meine Mutter aus Berlin gekommen und ich hätte sie ja nicht noch einmal umsiedeln können. Und allein wollte ich sie auch nicht mehr lassen, sie war ja 83, als sie hier herkam. Also, wenn sie noch in Berlin geblieben wäre, dann hätte ich mir gut vorstellen können, dass ich auch dahin zurück gegangen wäre.

In welchem Jahr war der Urlaub am Wörther-See, in welchem Sie den Chef von Schering kennenlernten?

Das ist 1955 gewesen, ja.

Wie haben Sie den Fall der Mauer erlebt? Wann haben Sie Ihre Freundin

in der ehemaligen DDR besucht?

Meine Freundin und ich haben uns während dieser Zeit 28 Jahre nicht gesehen. Ich hab nicht damit gerechnet, dass die Mauer fällt – überhaupt nicht. Ich hab nicht gedacht, dass ich das erlebe. Das ist den meisten Leuten glaube ich so ergangen, dass sie das nicht erwartet haben. Also ich weiß noch, ich hab hier vor dem Fernseher gesessen und ich hab es nicht fassen können. Ich hab mich so gefreut. Ich bin dann im Frühjahr hingefahren und habe Grete besucht. Geschrieben haben wir uns weiterhin sehr viel – telefonieren konnte man ja in die DDR nicht. Ja, und hingefahren bin ich dann mit Bekannten, die auch jemanden besuchen wollten. Ich hab dann einfach ein Telegramm geschickt, dass ich käme. Meine Freundin dachte immer – und das dachten viele in der DDR – dass die Leute aus dem Westen so verwöhnt seien und sie schämten sich schnell, wenn sie glaubten einem nicht genug bieten zu können beziehungsweise wenn man sah, wie sie wohnten. Sie hat sich dann immer gewundert, warum ich sie so oft besuchen kam – und ich meinte dann immer »Mensch Gertchen, ich komme doch nicht wegen der Wohnung oder so, ich komme, weil ich dich sehen will!«

Wie war das Wiedersehen nach der langen Trennung durch die Mauer?

Das war einfach toll! Wir waren in einem Hotel, wo zu DDR-Zeiten nur Leute aus dem Westen oder aus dem Ausland rein durften. Die haben ja immer alles desinfiziert und das ganze Zimmer roch nach diesem Desinfektionsmittel! Als besonderen Luxus gab es einen Kühlschrank, der stand auf dem Flur. Und dann rief irgendwann die Rezeption an, ich solle doch mal herunterkommen, meine Freundin wäre da. Und dann habe ich gefragt »Warum kommt sie denn nicht rauf?« »Nein, ich sollte runterkommen.« Dann bin ich runter gefahren, mit dem Fahrstuhl und sah sie dort schon. Wir hatten uns ja 28 Jahre nicht gesehen, aber sie hatte inzwischen unheimliche Ähnlichkeit mit ihrer Mutter bekommen. Ich habe sie sofort erkannt! Dann habe ich sie gefragt, warum sie denn

nicht mit rauf kommt und sie meinte: »Nein, dass dürfen wir hier nicht!« Also, sie hatte das noch nicht ganz drin, dass diese Zeiten vorbei waren. Und als ich auch da in die Wohnung kam – wenn mal ein bisschen lauter gesprochen wurde, dann wurden sofort die Fenster zu gemacht und die Türen geschlossen.

Wie war das denn für ihre Freundin und die Familie, wie haben sie es dort empfunden?

Die haben das gar nicht so schlimm empfunden. Die sind ja von einer Diktatur in die nächste. Jedenfalls diese Familie hat es nicht so schlimm empfunden. Ich kenne da einige, die sehr unter diesem Verlust von Freiheit und nicht reden können, wie man will, gelitten haben.

Erklärung der Autorenschaft

Wir versichern, dass wir die vorstehende Arbeit selbständig angefertigt und uns fremder Hilfe nicht bedient haben. Alle Stellen, die wörtlich oder sinngemäß veröffentlichtem oder nicht veröffentlichtem Schriftgut entnommen sind, haben wir als solche kenntlich gemacht.

Bielefeld, den 29. Juni 2010

Colophon

»Retrospektive Fiktion«

Eine Bachelor-Arbeit von Maximiliane Hüls und Judith Schröder

6. Fachsemester Grafik und Kommunikationsdesign,
 Fachhochschule Bielefeld, Fachbereich Gestaltung,
 Betreut durch Prof. Dirk Fütterer und Prof. Dr. Anna Zika

Matrikel-Nummer Maximiliane Hüls: 107593

Matrikel-Nummer Judith Schröder: 107503

Text, Gestaltung, Konzeption Maximiliane Hüls und Judith Schröder

Schrift Nexus Serif / Nexus Sans / Nexus Typewriter

Unser Dank gilt vor allem Renate G., die uns durch die intensiven Gespräche und ihre offene, direkte Art die Umsetzung dieses Projektes ermöglichte.

An Dieter, Toni, Eva und Lars: Danke!

© 2010 Maximiliane Hüls, Judith Schröder

www.retrospektive-fiktion.de info@retrospektive-fiktion.de

